

Brühler Zeitung

Brühler Lokalanzeiger - Brühler Stadtanzeiger - Brühler Volkszeitung

Anzeigenpreis für 1 mm Höhe 6 Pfg. im Textteil 20 Pfg. Stellengeluche 5 Pfg. Biffergebühren und Auskunftsvermittlung 20 Pfg. Für Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen und Plätzen keine Gewähr. Unverlangt eingelangte Beiträge werden nicht zurückgeschickt, wenn Rückporto beiliegt.

Volksblatt der Stadt Brühl

Geschäftsstelle Schloßstraße 23 * Fernsprecher 21 08.

Bezugspreis durch den Boten frei ins Haus oder durch die Post monatlich 1.50 RM. einjähr. Trägerlohn. Die Brühler Zeitung erscheint täglich außer an Sonn- und Feiertagen. - Abhebungen infolge höherer Gewalt rechtfertigen keine Ersatzansprüche. Postfachkonto Köln 12742

Nr. 145

Donnerstag, 25. Juni 1936

39. Jahrgang

Die Tore sind geöffnet!

53 Nationen kämpfen um Olympischen Lorbeer

(* 25. Juni 1936)

Mit dem 20. Juni endete die Zeit, in der die Nationen ihre Meldungen für die Olympischen Spiele in Berlin abgeben konnten. Das Meldeergebnis, das nunmehr vorliegt, verzeichnet 53 teilnehmende Nationen, eine Zahl, die bisher noch auf keinen Spielen in den 40 Jahren der modernen Olympischen Spiele erreicht wurde. Es handelt sich allerdings nur um das Meldeergebnis der Nationen, während die zahlenmäßige und namentliche Nennung bis zum 28. Juli erfolgt sein muß. Die Meldung von 53 Nationen beweist die große Bedeutung der diesjährigen Olympischen Spiele, die von aller Welt als das große Fest der sportlichen Kameradschaft der Völker, als ein Fest des Friedens aufgeführt und von Deutschland auch in diesem Sinne durchgeführt werden. Und zugleich geben sie die Garantie, daß die Olympischen Spiele in ihrem äußeren Glanz, aber auch in ihrem sportlichen Wert zweifellos alles bisher Dagewesene überstreffen werden, da sie wirklich aus allen sporttreibenden Ländern der Welt die besten zum Wettstreit vereinigt haben.

In sämtlichen Wettbewerben der Spiele beteiligten sich außer Deutschland noch die Vereinigten Staaten von Amerika und das kleine aber sporttätige und tüchtige Ungarn. Frankreich, Großbritannien, Italien und Österreich, die vier großen Sportnationen Europas, sind in je 19 Sportarten vertreten. Belgien, Schweiz und Tschechoslowakei sind in 18, Schweden in 17, Kanada, Dänemark, Jugoslawien, Holland und Polen in 16 Sportarten dabei. Die anderen Nationen folgen dann in der ihrer Größe und sportlichen Bedeutung entsprechenden Zahl der Wettbewerbe. Von den Sportarten selbst hat die Leichtathletik, als die ursprüngliche Olympische Sportart, mit 45 Nationen-Meldungen der Männer und 19 der Frauen die stärkste Beteiligung gefunden.

Die Mannschaftswettbewerbe sind wie folgt besetzt:

Zum Olympischen Fußball-Turnier gingen die Meldungen von folgenden 18 Nationen ein: Ägypten, Bulgarien, China, Finnland, Großbritannien, Italien, Japan, Luxemburg, Norwegen, Österreich, Peru, Polen, Portugal, Schweden, Tschechoslowakei, Vereinigte Staaten und Deutschland.

Zahlenmäßig stärker besetzt ist das Olympische Basketball-Turnier, das 25 Mannschaften bezieht. Damit ist das Basketball-Turnier, ein in Deutschland noch nicht verbreiteter Sport, das größte. Es nehmen teil: Ägypten, Belgien, Brasilien, Bulgarien, Canada, Chile, China, Estland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Japan, Lettland, Mexiko, Peru, Philippinen, Polen, Schweiz, Schweden, Tschechoslowakei, Türkei, Ungarn, Uruguay, Vereinigte Staaten und Deutschland.

Das Hockey-Turnier sieht die Mannschaften von folgenden 14 Ländern im Kampf: Afghanistan, Belgien, Dänemark, Frankreich, Holland, Indien, Japan, Jugoslawien, Schweiz, Spanien, Tschechoslowakei, Ungarn, Vereinigte Staaten und Deutschland.

Sieben Länder nehmen am Polo-Turnier teil, einem Spiel, das in Europa noch nicht lange (außer in England) gepflegt wird: Argentinien, Großbritannien, Indien, Malta, Türkei, Vereinigte Staaten und Deutschland.

Nur sechs Nationen werden zum Olympischen Handball-Turnier antreten, und zwar: Österreich,

reich, Rumänien, Schweiz, Ungarn, Vereinigte Staaten und Deutschland.

Eine glanzvollere Beteiligung kann ein Sportfest nicht finden. In aller Welt bereiten sich die besten der Nationen auf den Kampf vor. Deutschland darf sich in Anbetracht nehmen, ein bedeutendes Teil dazu beigetragen zu haben, daß dieses Weltfest der Jugend seiner schönsten Erfüllung entgegengeführt wird. Diese Olympischen Spiele sollen mehr sein als ein Zusammentreffen der sportlichen Elite der Welt, sie müssen die Achtung der Nationen vor der anderen stärken und insgesamt das Bestreben befördern, über alle Grenzen hinweg die Völker zueinander zu führen.

Deutschland hat seine Tore weit geöffnet, um die Zehntausende und Hunderttausende, die von den 53 Nationen zu den

Olympischen Spielen kommen, als freudiger und verantwortungsbewußter Gastgeber aufzunehmen, um jedem, der an diesem großen Weltfest teilnehmen wird, die Spiele zu einem Erlebnis unvergesslicher Art werden zu lassen.

Günstige Gestaltung der Reichssteuer-einnahmen

DRS Berlin, 24. Juni. Nach Mitteilung des Reichsfinanzministeriums betragen die Einnahmen des Reichs an Steuern, Zöllen und anderen Abgaben (in Mill. RM) im Mai 1936 bei den Zöllen und Verbrauchssteuern 488,0 (Mai 1935: 413,5), bei den Zöllen und Verbrauchssteuern 260,8 (249,8), zusammen also 748,8 (663,3) und in der Zeit vom 1. April bis 31. Mai 1936 bei den Zöllen und Verbrauchssteuern 943,3 (1. 4. bis 31. 5. 1935: 807,5), bei den Zöllen und Verbrauchssteuern 581,1 (540,7), zusammen also 1528,4 (1348,2). Das wirkliche Mehrertrögen in den ersten zwei Monaten des Rechnungsjahres 1936 gegenüber dem gleichen Zeitraum des Vorjahres wird mit 173,6 ausgewiesen.

Die Meerengen-Konferenz

Vor Beendigung des ersten Teiles der Konferenz-Arbeiten - Gegenläufe zwischen der englischen und sowjetrussischen Haltung

DRS Montreux, 24. Juni. Die Meerengenkonferenz hat am Mittwoch vormittag mit der Prüfung des zweiten Abschnitts des türkischen Abkommensentwurfes, der sich auf die Durchfahrt von Kriegsschiffen bezieht, begonnen. Nach Einwendungen Paul-Boncour und Litwinows entwickelte sich eine Aussprache über die Neutralitätspflichten der Türkei gegenüber den Nichtunterzeichnerstaaten, wobei der türkische Außenminister erklärte, es könne gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die Türkei alle ihre internationalen Verpflichtungen und natürlich auch diejenigen der Völkerbundslösung erfüllen werde. Die Konferenz wird am Donnerstag vormittag mit einer weiteren Diskussion die erste Phase ihrer Arbeiten abschließen.

Englisch-sowjetrussischer Gegenlauf

DRS London, 24. Juni. Die Londoner Abendblätter berichten in großer Aufmachung über Gegenläufe zwischen England und Sowjetrußland, die sich auf der Konferenz von Montreux herausgestellt hätten. Sie seien so ausgeprägt, daß die britische Abordnung auf neue Anweisungen aus London warten müsse.

Nach Reuters drehe sich die Meinungsverschiedenheit um die Durchfahrt der Kriegsschiffe durch die Dardanellen. Großbritannien sei nur bereit, sich mit Einschränkungen abzufinden, wenn sie allgemein und ohne Ausnahmen gelten würden. Die Sowjet-

union dagegen wünische, daß die Schwarzen Meer-Staaten sowohl Schiffe wie sie wollen in das Mittelmeer lassen dürfen, daß aber die anderen Mächte nur eine begrenzte Tonnage aus dem Mittelmeer in das Schwarze Meer schicken dürfen und auch dies nur unter beschränkter Bedingungen. Die britische Abordnung habe daher um weitere Anweisungen aus London gebeten. Es sei jedoch noch nicht sicher, ob diese rechtzeitig eintreffen würden.

Italienische Verflimmung

DRS Rom, 24. Juni. Der Londoner Korrespondent der Tribuna greift die Times an, weil sie die Tendenz zeige, auf der Meerengenkonferenz in Montreux die Grundlagen für ein Garantiesystem im Mittelmeer herauszuheben. Dieses unentwegte Festhalten am Völkerbund enthrone rein imperialistischen Interessen. Dies könne man schon daraus erkennen, daß eine Regelung der künftigen internationalen Beziehungen empfohlen werden, während man gleichzeitig Italien von einem für die Sicherheit Europas grundlegenden Pakt fernhalten wolle und seine Einkreisung in einem Meer betriebe, in dem die englische Flotte, nicht die italienische, der Fremdling sei. Es handele sich bei diesen Bestrebungen allerdings nicht um eine weitverbreitete Ansicht, sondern um die zahlenmäßig vielleicht sogar sehr kleinen Kreise, deren Einfluß nicht wegen des Umstandes überschätzt werden dürfe, daß sie ein solches Organ zur Verfügung hätten.

Staatssekretär Ballo in Berlin



(Atlantic, K.)

DRS Berlin, 24. Juni. Auf dem Fliegerhorst Staaken traf am Mittwoch um 11.45 Uhr mit einem Sonderflugzeug in Erwiderung des Besuchs des Reichsministers der Luftfahrt, Generaloberst Goering, und des Staatssekretärs der Luftfahrt General der Flieger Milch der Staatssekretär und Chef des Generalstabes der Ital. italienischen Luftwaffe Ballo ein. Zu seiner Begrüßung hatten sich eingefunden,

Staatssekretär der Luftfahrt General der Flieger Milch, Ministerialdirektor Fick, der Kommandeur der Fliegerhorste Generalmajor Christiani, der Chefadjutant des Reichsministers, Oberst Bodenkamp, der Präsident des Aeroklubs von Deutschland von Cronau, verschiedene Amtsleute des Luftfahrtministeriums, zahlreiche höhere Offiziere der Luftwaffe, Vertreter des Auswärtigen Amtes, der Deutschen Luftfahrtindustrie, des Reichsverbandes der Deutschen Luftfahrtindustrie. Außerdem waren beim Empfang anwesend der italienische Botschafter in Berlin Attolico mit den drei Militärattachés und einige Herren der Botschaft, sowie dem Sekretär der Berliner Faeco. Der italienische Galt, der vom Chef der italienischen Attachés in Berlin, Oberst Sezadenari, Oberleutnant Bisco, Hauptmann Tondi und dem deutschen Luftattaché in Rom, Oberleutnant Schultke, begleitet wird, wurde nach der Landung des Flugzeuges vom Staatssekretär General der Flieger Milch herzlich in Berlin willkommen geheißen. Das Militärkorps des Fliegerhorstes Staaken spielte die italienische Königshymne und die „Giovinezza“ und leitete über zum Präsentiermarsch, als die ausländischen Gäste nach der Meldung der Ehrenkompanie durch Oberst Rattner die Front abschritten.

Die italienischen Gäste werden während ihres fünfjährigen Aufenthaltes Gelegenheit haben, Einrichtungen der deutschen Luftwaffe, der deutschen Luftfahrt und der einschlägigen Industrie zu besichtigen. Der Fliegerhorst Staaken hatte zu Ehren der italienischen Gäste die Reichs-

Vom Tage

!! 25. Juni 1936

Hundertprozentig gelöst!

Die Erfolge nationalsozialistischer Wirtschaft- und Aufbaupolitik, wie sie sich u. a. neuerdings insbesondere in der Senkung der Arbeitslosenquote unter die anderthalb Millionenengrenze (Monat Mai 1936) ausdrücken, finden trotz aller übelwollenden Kritik doch mehr und mehr auch die ihnen zukommende Beachtung und Anerkennung in ausländischen Kreisen. Besonders in den Ländern, in denen dauernde Streiks und Beunruhigungen aller Art an der Kraft und an dem Bestand der Wirtschaft zehren, stellt man Vergleiche an zwischen den Zuständen im eigenen Lande und der durch Frieden und Arbeitsleiß gekennzeichneten Lage im nationalsozialistischen Deutschland. Zu welchen Ergebnissen solche Vergleiche führen müssen, beweist ein Artikel der spanischen Zeitung „Informaciones“ (Madrid), die unter der Überschrift „Arbeit, die Grundlage für den Bestand“ auf die jüngste Entwicklung auf dem deutschen Arbeitsmarkt eingeht.

Während die Zeitungen, so heißt es in der Ausführenden, von der Fortdauer der Streiks in Frankreich, Belgien, Spanien und anderen Ländern berichten, komme aus Deutschland die Nachricht, daß die Arbeitslosenquote auf 1.490.000 gesunken sei und allein der Monat Mai eine Abnahme von 270.000 gebracht habe. Die Vergleichszahlen aus den vergangenen Jahren ließen darauf schließen, daß es sich bei der jüngsten Entwicklung um mehr als nur eine saisonmäßige Besserung handele. Wenn man berücksichtige, daß der Arbeitsmarkt sich in ganz Europa ganz erheblich verschlechtert habe und die Staaten in erheblichem Maße mit Devisen- und Einfuhrbeschränkungen aufwarteten, so müßte das Ergebnis der deutschen Wirtschaftstätigkeit als außerordentlich befriedigend bezeichnet werden. Es zeige sich deutlich, wie dank der von der nationalsozialistischen Wirtschaftsführung angewendeten Maßnahmen nach und nach die verfügbaren Arbeitskräfte vollständig wieder in den Produktionsprozeß eingegliedert würden. Da die Zahl von 1,5 Millionen Arbeitslosen noch um 800.000 gekürzt werden könne, die nicht mehr voll arbeitsfähig seien, bleibe nur noch eine Zahl von 700.000. Es sei also der Beweis geliefert, daß der Nationalsozialismus das Problem der Arbeitslosigkeit hundertprozentig gelöst habe. In Deutschland hätten heute alle tätigen Arbeiter Brot und Lohn. Ihr Leben spiele sich gerade und ordentlich ab ohne unangenehme Überraschungen und ohne fortgesetzte Ungewißheit, die der Familie des werktätigen deutschen Mannes früher das Leben unmöglich machte. Aus dieser Tatsache erkläre sich auch die Liebe des Volkes zu seinem Kanzler Hitler.

Londoner Nachlese

Während in Paris in Kammer und Senat die Regierung Blum mit einer Erklärung ihr bisher gewohntes außenpolitisches Schweigen brach — im Endeffekt feststellend, daß, abgesehen von einigen geringfügigen Nuancen, im Ganzen die bisherige traditionelle französische Politik auch von der neuen Regierung fortgesetzt werden soll — spielte sich im Londoner Unterhaus der letzte Teil der außenpolitischen Aussprache ab, die in der vergangenen Woche von Eden mit der Luftkinnung der Sanktionen eingeleitet worden war und der Lord George in einer ungewöhnlich aggressiven Rede eine große Schärfe gegeben hatte. Am Dienstag ging es erheblich friedlicher zu. Die Opposition verfügte über keinen anderen Redner, der es Lord George an rednerischer Kraft und Schärfe gleich-

kriegsflagge und die italienischen Farben gesetzt. Der erste Besuch führte den hohen italienischen Galt und seine Begleitung nach dem Ehrenmal Unter den Linden, wo Exzellenz Ballo im Gedenken der Gefallenen des Weltkrieges in Gegenwart des Staatssekretärs der Luftfahrt, General der Flieger Milch, einen Kranz niederlegte und in einer Minute des Schweigens, der gefallenen Helden gedachte. Eine Ehrenkompanie der Luftwaffe erwies dabei die Ehrenbezeugung, worauf sich ein Vorbeimarsch angeschlossen. Zahlreiche Berliner wohnten der Gedenkveranstaltung bei und bereiteten den ausländischen Gästen einen freundlichen Empfang.

tun könnte; und so hörte man in der Hauptsache zwei ebenso ruhige wie sachliche Darlegungen des englischen Standpunktes durch Simon und Baldwin, und zum Schluss das erwartete Ergebnis der Abstimmung: mit 384 gegen 170 Stimmen wurde der Mistrustsantrag der Arbeiterpartei überstimmt. Wesentlich Neues ergaben die Ausführungen der Regierungsvertreter nicht mehr. Von Interesse war die Mitteilung Simons, er sei nicht bereit, auch nur ein englisches Kriegsschiff in einer Seeschlacht zugunsten Abessinien zu opfern. Baldwin bestätigte in der Hauptsache das, was er bereits in der Vorwoche sagte, und es ist, wenn auch weniger deutlich, wiederum die Erkenntnis von dem völligen Versagen der Idee der kollektiven Friedenssicherung seinen Worten zu entnehmen, von der er am Samstag in einer Verammlung sagte: „Wenn unter dem Schutz der kollektiven Sicherheit ein Krieg ausbricht, wird jede Nation sich zum Hals in ihm stecken“. Das ist genau das, was von deutscher Seite immer wieder gegen dieses System eingewandt werden muß: Es entfacht jede lokale Meinungsverschiedenheit zum Weltbrand u. verbaut allemal die Möglichkeit eines unmittelbaren Ausgleichs. Baldwin, wie auch Eden, haben allerdings nicht erkennen lassen, wie sie aus dem Dicksicht herauskommen wollen, in das die englische Politik mit ihrem Eintreten für den Kollektionsgedanken geraten ist — Baldwins freundliche Worte über das enge Zusammengehen mit Frankreich in diesen Fragen läßt bei der bekannten, auch durch Debsos offenbar nicht geänderten Pariser Einstellung vermuten, daß er immer noch nicht ganz davon luriert ist! Nach Edens und Baldwins erneuter Andeutung sollen diese Fragen auf der Herbsttagung des Völkerbundes behandelt werden. Wie wäre es, wenn sie bis dahin einmal ganz offen mit Deutschland über den Klaren und auch bis zum guten Ende überhaubten Weg des deutschen Friedensplanes sprechen würden?

Baldwin lehnt die Unterhausausprache

DNB London, 24. Juni. Ministerpräsident Baldwin, der die geistige Unterhausausprache ablehnte, erklärte zur Lage in Abessinien, daß sowohl im Westen als im Südwesten des Landes außerordentlich verwirrt die Zustände herrschen. Nachdem Baldwin erklärt hatte, daß die meisten britischen Dominien dem Sanktionsbeschluss Englands zugestimmt hätten, kam er auf die Stellungnahme Frankreichs zu sprechen. Er hoffe, daß England und Frankreich in der Lage sein würden, in Genuß äußerster Zusammenarbeit zu treten. Für alle, die den Ereignissen wachen und monatelang gefolgt seien, bedeute der französische Entschluß, die Sanktionen aufzuheben, keine Überraschung. Die Antwort auf die Frage des Oppositionsführers Attlee, ob die Regierung die Angriffsstrategie Italiens verstehen wolle, lautete: Nein! Er wolle es betonen, daß die britische Regierung nicht die Absicht habe, auf der bevorstehenden Völkerbundtagung eine Anerkennung der italienischen Annexion Abessinien vorzuschlagen oder ihr zuzustimmen. Der Ministerpräsident führte weiter aus, daß die britische Regierung keine Vollmacht habe, den Italienern Geld zu leihen.

Ministerpräsident Baldwin legte dann die zukünftige Politik der englischen Regierung dar. Er habe nie geglaubt, daß der Fehlschlag des ersten Versuches zur Anwendung der kollektiven Sicherheit den Tod des Völkerbundes bedeute. Man müsse nun versuchen, inwiefern die kollektive Sicherheit verwirklicht werden könne. Die englische Politik stütze sich immer noch auf den Völkerbund und die Angelegenheit müsse auf der Septembertagung aufgegriffen werden. England liege zurzeit nicht nur mit der Formulierung eigener Ansichten beschäftigt, sondern stehe auch in einem Meinungsaustausch mit den Dominien und den Regierungen anderer Völkerbundstaaten. Insbesondere stehe England in Fühlung mit der französischen Regierung.

Baldwin knüpfte dann an eine Bemerkung des Führers der Arbeiteropposition Attlee über den kürzlichen Jahrestag der Schlacht von Waterloo an. Waterloo sei eine Schlacht gewesen, die eine lange Zeit von Kämpfen abgeschlossen und Europa den Frieden auf ein Menschenalter hinaus gegeben habe. Bei Waterloo habe Wellington die Hilfe der Preußen erbeten, um seinen Erbfeind, die Franzosen, zu besiegen. Hundert Jahre später hätten Englands Erbfeinde, die Franzosen, Schulter an Schulter mit ihm gegen diejenigen gekämpft, die Englands Verbündete bei Waterloo gewesen seien. Das lege ihm die Frage nahe, ob denn nicht die Zeit für diese drei großen Länder gekommen sei, sich zusammenzuschließen und eine Politik der Befriedung Europas herauszufinden. „Wir sind“, so erklärte Baldwin, „äußerst bemüht, mit diesen Verhandlungen voranzukommen.“

III Smith gegen Roosevelt

Spaltung der demokratischen Partei in Amerika?

DNB Philadelphia, 23. Juni. Mehrere führende Mitglieder der demokratischen Partei, darunter Roosevelt's alter Gegner, der frühere Gouverneur des Staates New York, Alfred E. Smith, haben den demokratischen Parteitag aufgefordert, Präsident Roosevelt und den neuen Kurs zurückzuweisen und einen „echten Demokraten“ auszuwählen, der die Grundzüge der demokratischen Partei achte und den Patriotismus über die Parteipolitik stelle. Weiterhin fordern sie weniger Einmischung der Regierung in die Privatwirtschaft, einen ausgeglicheneren Staatshaushalt, die Einhaltung der Verfassung und größere Sparsamkeit. Für den Fall, daß ihre Forderungen nicht anerkannt würden, droht die Gruppe, bei den Herbstwahlen zu dem republikanischen Kandidaten Landon überzugehen.

Stillgelegter Hafenverkehr

Ausdehnung des Hafenarbeiterstreiks in Marseille — Ausbreitung auch auf die übrigen Mittelmeerhäfen?

DNB Paris, 24. Juni. Der Matin berichtet, daß sich die Streikbewegung im Marseiller Hafen weiter ausgedehnt habe. Ueber 68 Schiffe wehe die rote Fahne, rund 4000 Streikende hielten die Schiffe, die von ihren Kapitänen und Offizieren verlassen worden seien, besetzt. Der Hafenverkehr ruhe vollständig. Ein einziges Schiff, das Feuerwehrboot Alerte, das der Handelskammer gehört, habe nicht die rote Fahne gesetzt.

Einige wenige Schiffe, die noch im Laufe des Tages ohne Schlepperdienste in den Hafen eingelaufen waren — die meisten ausländischen Schiffe werden auf andere Häfen umgeleitet — konnten ihre Vorräte, leicht verderbliche Lebensmittel und Passagiere noch abladen, woran sich aber sofort die Arbeitsniederlegung und Besetzung der Schiffe angeschlossen. Die Verpflegung der Streikenden wird, soweit möglich, aus Schiffsvorräten beschafft, wobei es, wie der Matin weiter meldet, sogar zu gewalttätigen Aufbrüchen der Türen zu den Vorratskammern gekommen sein soll. Dem Streik haben sich nicht nur die Matrosen der Seefahrtsschiffe, der Schlepper und auch der kleinen Boote angeschlossen, sondern sogar die Schiffsreparaturarbeiter, die Schiffsanstreicher und die Dockarbeiter.

Der Ami du Peuple berichtet, daß sich die Streikbewegung auf die anderen französischen Mittelmeerhäfen ausdehnen beginne. So sei der Verkehr des Hafens Port-Verdres völlig stillgelegt. Auch hier wehe die rote Fahne an den Masten der Schiffe. Das Blatt erklärt, diese Vorfälle liegen darauf hindeuten, daß der Bolschewismus im Anmarsch sei.

Neue Streiks

DNB Paris, 24. Juni. Bei den Automobilwerken General und Walder in Paris ist es infolge von Unzufriedenheiten bei der Einführung des Einheitslohnvertrages zu erneuten Arbeitsniederlegungen gekommen. Die

Belegschaft hat die Werke in der nun schon üblichen Weise besetzt.

Die im Luftfahrtministerium geführten Verhandlungen zwischen Vertretern der Arbeiter und der Direktion der Flugzeugbauwerke Latécoere und Dewoitine in Toulouse haben zu keinem Ergebnis geführt. Die Arbeiter haben daraufhin den Streik erklärt und die Werkshallen besetzt.

Die Stadt Versailles ist seit Dienstag ohne Straßenbahnverkehr, da die Angestellten der Straßenbahngesellschaft in den Ausstand getreten sind.

Wieder Zwischenfälle

am Bahnhof Lazare.

DNB Paris, 24. Juni. Auch am Mittwochabend haben sich im Bereich des Pariser Bahnhofes St. Lazare, der einen großen Teil des Vorratsverkehrs bewältigt, wieder Zwischenfälle ereignet. 22 Personen wurden verhaftet. Auf Weisung des Innenministers haben die Präfecten das Tragen der Abzeichen der aufgelösten Verbände ausdrücklich verboten.

Oberst de la Rocque gründet eine neue Partei

DNB Paris, 24. Juni. Der Führer der nunmehr durch eine ergänzende Verordnung rechtlich verboten und aufgelösten Feuertreus-Organisation, Oberst de la Rocque, hat in einer Erklärung vor der Presse die bevorstehende Gründung der französischen Sozialen Partei angekündigt. Eine Liste der Abgeordneten seiner Partei in der Kammer werde er in drei Tagen veröffentlichen. In seinen weiteren Erklärungen behauptet de la Rocque u. a., daß durch das Verbot auch der sozialen Einrichtungen der Feuertreus zahlreiche Kräfte und Bedürfnisse der notwendigen Bewegung beraubt worden seien.

Englands Wiederaufrüstung

Große Aufrüstungsrede Soares — „Die Welt braucht eine starke englische Flotte“

DNB London, 24. Juni. Der Erste Lord der Admiralität, Sir Samuel Soares, sprach am Mittwoch in London vor der Royal Empire Society über Englands Wiederaufrüstung. Vor allem tue, sagte er, Schnelllebigkeit not. Wenn in unmittelbarer Zukunft wieder ein Krieg ausbräche, würde kein Zeit übrig bleiben, wie das beim letzten Male der Fall gewesen sei. Großbritannien müsse sein Haus in Ordnung bringen, bevor eine Krise hereinbräche. Angesichts der Schnelligkeit der modernen Kriegsführung werde man nach Ausbruch einer Krise keine Zeit für Reformen und Wiederaufbau haben.

Es sei aber keine Ursache für eine Panik vorhanden. Man brauche nicht anzunehmen, daß ein Krieg unvermeidlich sei. Kein Land in Europa wünsche den Krieg, und weil das der Fall sei, würde es eine verbrecherische Verleumdung sein, anzunehmen, daß der Krieg unvermeidbar sei. Es sei aber so viel entscheidendes Material in Europa vorhanden, daß ein bloßer Funke einen großen Zusammenstoß entfachen könne, wenn nicht große Mächte wie Großbritannien stark genug seien, um ihren Einfluß zu Gunsten des Friedens in die Waagschale zu werfen. Deshalb rüste Großbritannien auf. Wenn die britische Armee, die britische Flotte und die britische Luftwaffe angemessen und rechtzeitig verstärkt würden, werde es keinen Weltkrieg geben.

Soares nahm hierauf Stellung gegen die weit verbreitete und in der englischen Öffentlichkeit in der letzten Zeit lebhaft umstrittene Ansicht, daß durch das Aufkommen der Luftwaffe Kriegsschiffe unnütz geworden seien, weil sie ausschließlich durch Luftangriffe verwundbar seien. Das Kriegsschiff gehöre keineswegs ins Museum. Man könne die neue

Flotte zur wichtigsten und mobilsten Waffe gestalten.

Wenn weiter gefragt werde, warum man trotz des Völkerbundes eine starke Flotte bauen wolle, so sei darauf hinzuweisen, daß die kollektive Sicherheit ihrer Ideale noch nicht erreicht habe. Aus den Erfahrungen der letzten Zeit hätten sich zwei Lehren herausgestellt. Die erste laute, kollektive Sicherheit liege in der Praxis, daß die britische Flotte im Mittelmeer sein müsse. Wenn die Flotte zwei Mal so stark gewesen wäre, als sie es heute sei, würde die Krise niemals entstanden sein. Trotz aller Kritik der Ignoranten habe die britische Flotte ihre Aufgabe erfüllt, in dem sie eine Ausdehnung des Streiktes verhindert habe. Die zweite Lehre besage, daß trotz der Theorie von der Vereinigung der Kräfte von 50 Nationen der praktische Wert der Streitkräfte gänzlich von der Bereitschaft der verschiedenen Länder abhängt, zum Kriege gegen den Angreifer zu treten. Er wolle niemanden einen Vortritt machen, aber der einzige Staat des Völkerbundes, der bereit gewesen sei, wirkliche Vorbereitungen zu treffen, sei Großbritannien gewesen. Diese Lehren zeigten, daß die Welt eine starke britische Flotte brauche.

Er, Soares, bemerkte mit Interesse, daß die Zeitschrift der amerikanischen Flottenliga einen Vorschlag für die Zusammenarbeit der britischen und amerikanischen Flotte ausarbeite, um einen künftigen Krieg unmöglich zu machen. Das Ausbleiben einer kollektiven militärischen Aktion im Herbst zeige, daß das britische Reich sich immer noch auf seine Reichsverteidigung und besonders auf eine starke britische Flotte verlassen müsse. Die Tatsache bleibe bestehen, daß das britische Reich von seinen Seeverbindungen abhängt.

Tumult in der belgischen Kammer

Die Regierungserklärung von Zeeland — Die Flamen verlangen flämisch als Amtssprache

DNB Brüssel, 24. Juni. In der Kammer verlas Ministerpräsident van Zeeland am Mittwoch die Regierungserklärung. Gleich zu Beginn forderten die Mitglieder des nationalflämischen Blocks mit häßlichen Zurufen den Ministerpräsidenten auf, seine Erklärung nicht in französischer, sondern in flämischer Sprache vorzutragen. Der Tumult war so groß, daß van Zeeland zunächst nicht mehr zu Wort kommen konnte. Mehrere flämische Abgeordnete standen auf und erhoben Einspruch dagegen, daß heute noch im Parlament der französischen Sprache offiziell der Vorrang gegeben werde, obwohl die Mehrheit sich aus Flamen zusammensetzte.

Der Kammerpräsident Snymans, der selbst Flamen ist, konnte in dem allgemeinen Lärm weder sich noch dem Ministerpräsidenten Gehör verschaffen. Schließlich legte sich der Sturm, und van Zeeland konnte seine Erklärung in französischer Sprache fortsetzen. Am Schluss kam es jedoch zu neuen Zwischenfällen, als Finanzminister de Man (flämischer Sozialist) auf die Rednertribüne trat, um die Regierungserklärung ins flämische zu übersetzen. Unter lauten Protestrufen verließen die Mitglieder des Nationalflämischen Blocks geschlossen den Sitzungssaal mit der Erklärung, daß sie an der Übersetzung

einer französischen Rede kein Interesse hätten.

Ministerpräsident van Zeeland begann seine Erklärung mit dem Hinweis, daß die neue Regierung in einem besonders schwierigen Augenblick gebildet worden sei. Der Ministerpräsident zählte sodann die einzelnen Maßnahmen auf, die die Regierung auf lokalem Gebiet unter dem Druck der Gewerkschaften und der Sozialdemokraten zur Beruhigung der Massen ergriffen habe und die teilweise schon in Form von Gesetzentwürfen dem Parlament zugegangen sind. Es handelt sich um eine Angleichung der Löhne, die grundsätzliche Einführung der 40-stündigen Arbeitswoche, die allgemeine Einrichtung von Kollektivverträgen und paritätischen Kommissionen in der Industrie, die Pflichtversicherung gegen Arbeitslosigkeit, die Sicherung des gewerkschaftlichen Vereinigungsrechts, die Reform der Arbeitslosenversicherung und der Alterspensionen und die Fortsetzung der öffentlichen Arbeiten. van Zeeland stellte ferner in Aussicht, daß die Regierung dem Siedlungswesen künftig ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden werde.

Unter den politischen Reformen, die die Regierung in Aussicht genommen hat, befinden sich — allerdings vorläufig nur in sehr allgemeiner gehaltenen Formen — zahlreiche Forde-

Reichstagung der nationalsozialistischen Journalisten

DNB München, 24. Juni. Die Nationalsozialistische Parteipresse meldet u. a.: Am Mittwoch begann im Sitzungssaal des Münchener Rathauses unter der Leitung des Reichspressechefs der NSDAP, Reichsleiter Dr. Dietrich, die Reichstagung der nationalsozialistischen Journalisten und Presseamtsleiter. Im Mittelpunkt des ersten Tages standen grundsätzliche Ausführungen Dr. Dietrichs, der sich zunächst eingehend mit der NS-Presse befaßte und sich anschließend mit der durch die deutsche Pressereform erreichten Befriedung im Pressewesen befaßte. Wenn in der neuen deutschen Presse nunmehr der Streit um Vergangenes ruhen solle, so laute Dr. Dietrich u. a., dann werde sich die Parteipresse mit aller ihrer Kraft auf die Eroberung der Zukunft werfen. Was die Nachwachstumsfrage für die Partei bedeute, bedeute sie insbesondere auch für die Parteipresse. Dr. Dietrich gab die Grundsätze bekannt, nach denen in Zukunft die Aufgabe des Führernachwuchses der Parteipresse erfolgen soll.

Am Schluss seiner grundlegenden und richtungweisenden Ausführungen gab der Reichspressechef den Hauptkritikern und Presseamtsleitern noch einen umfassenden informativsten Überblick über die politische Lage, dem sich eine ausgedehnte Aussprache angeschlossen. Mit einem Sieg-Beifall auf den Führer fand die einundzwanzigstündige Tagung ihr Ende.

Am späten Nachmittag hielten die Pressevertreter der Reichsleitung und die Hauptpresseamtsleiter der NSDAP unter der Leitung des Reichsleiters Dr. Dietrich eine Sondertagung, auf der eine Reihe von Einzelaufgaben, die sich auf dem Gebiete der Zusammenarbeit zwischen Parteipressestellen und Presse ergeben, einer eingehenden Besprechung unterzogen wurde.

Auszeichnung für Agnes Miegel

DNB Berlin, 24. Juni. Der Herder-Preis der Johann Wolfgang von Goethe-Stiftung, der jährlich eine außerordentliche geistige Leistung des Deutschtums im Osten auszeichnen soll, ist von der Universität Königsberg erstmals für das Jahr 1936 der Dichterin Agnes Miegel zuerkannt worden. Agnes Miegel hat deutsche Landschaft, ostdeutsche Geschichte und den ostdeutschen Menschen meisterhaft geschildert und in ihren Balladen, Liedern, Erzählungen dichterisch geäußert. Sie ist, wie es in der Verleihungsurkunde heißt, im Charakter ihrer Dichtung der reinste, wahrste und höchste Ausdruck des ostdeutschen Menschen.

rungen, die die Rex-Bewegung in ihrem Kampf gegen das heutige System erhoben hat. Nur mit wenigen Sähen streifte van Zeeland in seiner Regierungserklärung die allgemeine Politik. Zur Außenpolitik beschränkte er sich auf die Feststellung, daß die bisherige Politik fortgesetzt werde, um Belgien in der vollständigen Unabhängigkeit, aber auch in der Achtung seiner internationalen Pflichten die Sicherheit und den Frieden zu erhalten.

Webereiter des Bolschewismus

DNB Warschau, 24. Juni. Der Warschauer Dziennik Marodow berichtet in einem Leitartikel die vielfach vertretene Auffassung, daß der Kommunismus Polen nicht bedrohe, und daß er auch im Westen keine Ansichten auf Erlos habe. Es genüge, die Ereignisse in Europa zu beobachten, um festzustellen, daß im Westen zwar noch kein revolutionärer Zustand bestehe, der unmittelbar zum Kommunismus führe, aber doch eine weitgehende Vorbereitungstagsaktion, um die Bedingungen für einen endgültigen Angriff des Kommunismus zu schaffen. Diese Aktion gehe darauf aus, die Massen zu revolutionieren und die bestehenden Staatsorganisationen und die sozialen Verhältnisse zu zerstören. Die drei lateinischen Staaten Westeuropas, Spanien, Frankreich und Belgien, seien heute von einer revolutionären Bewegung erfasst, deren Ende nicht abzusehen sei. In Osteuropa sei vorerst keine revolutionäre Tätigkeit feststellbar, aber dafür sei hier ein wichtiger Faktor vorhanden, die jede Revolution erleichtere, nämlich die zahlreichen Juden. Es werde immer deutlicher, daß angesichts der Erklärung der nationalen Bewegungen in Europa die Juden sich immer schärfer gegen den Kommunismus zu wenden. In Osteuropa schaffe diese Einstellung der Juden geeignete Vorbedingungen für eine kommunistische Aktion.

Spanische Marxisten befeuern Glockengeläute

DNB Madrid, 24. Juni. Der Bürgermeister von Casas Bajas hat dem Ortsgeistlichen eine Entschließung der marxistischen Gemeindeverwaltung mitgeteilt, wonach in Zukunft für Gebetsläuten, für Läden für die Frühmesse, für Rosenkränze und Katenismus je 25 Peseten, für das Läuten zum Sonntag 50 Peseten, für die Sterbegeläute 15 Peseten Steuer zu entrichten sind. Zeitläuten sämtlicher Glocken kostet 100 Peseten, Begräbnisläuten erster Klasse 200, zweiter Klasse 100 und dritter Klasse 50 Peseten. Bei Brandläuten fällt die Steuer weg. Wenn „der Herrscher“ sich an den Gläubigen richten will, so heißt es in dem amtlichen Dokument weiter, so hat er dies dem Bürgermeister rechtzeitig mitzuteilen und ihm die Predigt einzureichen. Falls die Erlaubnis erteilt wird, soll ein Delegierter der Gemeindeverwaltung an der Messe teilnehmen, um darüber zu wachen, daß der Geistliche die Predigt so hält, wie sie dem Bürgermeister vorgelegt wurde. Bei Mißbrauch erfolgt gerichtliche Verfolgung. Auch für die Begräbnisse, deren Trauerfolge sich mit einem Kranz durch die Straßen bewegt, sowie von solchen Pärtern, die sich in der Öffentlichkeit in ihrem Priestergewand zeigen, werden besondere Steuern erhoben.

Brühl und Umgebung

Brühl, 25. Juni 1936.

Wieder ein Verkehrsunfall. Diesmal ereignete sich gestern morgen an der Ecke Kaiser- und Augusta-Viktoriastraße, wo ein Auto mit einem Motorradfahrer zusammenstieß und wobei der letztere einige Verletzungen erlitt. Dieselben waren aber glücklicherweise nicht schwerer Natur, da der Verletzte nach Anlegung eines Notverbandes im Krankenhaus wieder entlassen werden konnte.

Der kalte Trunk. Es ist eine alte Regel, ja nicht im erhöhten Zustand kaltes Wasser zu trinken. In neuerer Zeit aber gewinnt die Ansicht immer mehr Freunde: Der kalte Trunk schadet nichts, nein, er nützt. Vom medizinischen Standpunkt betrachtet, empfiehlt es sich auch hier, den goldenen Mittelweg einzuschlagen. — Der Magen, der zunächst das kalte Wasser empfängt, liegt bekanntlich in einer äußerst blutreichen Gegend, und in diesem Blutreichumt sind die schlimmsten Folgen des kalten Trunkes zu suchen. Heftige und besonders unregelmäßige Körperbewegungen wie beim Tanzen, bedingen eine bedeutend raschere Zirkulation des Blutes durch die Adern als gewöhnlich. Die Blutgefäße dehnen sich aus, und kleine Nerven, welche sonst ganz eng sind, zeigen in einem so erhöhten Zustande eine beträchtliche Erweiterung. — Die Wirkung des kalten Trunkes ist nun leicht zu begreifen. Die Kälte hat die Eigenschaft, die Blutgefäße zu verengen; es kann dann selbstverständlich nicht mehr eine so große Menge Blut wie vorher in sie hineinfließen. Wird nun die Verengung außer Acht gelassen und eine erhebliche Menge kaltes Wasser mit diesen erweiterten Blutgefäßen in Berührung gebracht, so muß sich die plötzliche Kältewirkung nicht allein in dem Magen, sondern auch in den angrenzenden Partien geltend machen und eine Verengung der Adern bewirken. Der Blutstrom nach unten hin wird plötzlich bedeutend gehemmt, und es müssen deshalb für einen Moment die oberen schon erweiterten Adern noch mehr Blut aufnehmen. — Vor allem betrifft dieser vermehrte Blutzufluß die sich an die große Schlagader ansetzende Gehirnarterie, und infolge der für das Herz eintretenden Stauung, die Lungengefäße. Halten die Adern den plötzlichen Anprall aus, wie es bei einem gefunden Menschen zu erwarten ist, so entsteht kein Schaden, sind aber die kleinsten Endungen der Adern, die Capillaren, geschwächt und leicht zerbrechbar, so bersten sie, und es kommt zu einem Bluterguß in das Gehirn oder die Lungen.

Brühl-Feinde

Die Gefahrenquelle Mühlenweg führte wiederum einen 27 Jahre alten Mann von hier vor den Richter des Kölner Schöffengerichts.

Transportgefährdung wurde dem Motorradfahrer zur Last gelegt, da er gegen die Maschine eines Güterzuges gefahren war. Der Mann wollte von dem Herannahen des Zuges überrascht worden sein; im Augenblick der äußersten Gefahr habe er sein Rad in Richtung des fahrenden Zuges nach rechts herumgerissen, sei dabei gegen die Lokomotive gestoßen und mit seinem Beifahrer in den Graben geschleudert worden, was von Zeugen auch ausgesagt wurde. Das Gericht stellte fest, daß der Angeklagte Ortskenntnis besaß und darum diese Stelle nur mit äußerster Vorsicht und Aufmerksamkeit befahren durfte. Festgestellt sei, daß der Angeklagte in einem viel zu schnellen Tempo auf den Uebergang auf dem Mühlenweg zugefahren sei. Der Staatsanwalt beantragte an Stelle von fünf Wochen Gefängnis 100 RM Geldstrafe. Das Urteil erging mit 90 RM Geldstrafe an Stelle von einem Monat Gefängnis. Es ist somit auf die geringste Strafe erkannt worden.

Grünflächenbeschaffung die notwendige Bodenvorratswirtschaft der Gemeinden

Es gab einmal eine Zeit, da regte sich allenthalben Widerspruch gegen eine gewisse Bodenvorratspolitik der Gemeinden. Zum Teil waren diese Vorwürfe gegen eine zu ausgedehnte Bodenvorratswirtschaft der Gemeinden gewiß nicht unberechtigt, zumal wenn sie von einer falschen oder nicht begründeten Auffassung von der kommenden Entwicklung der Stadt einer zu optimistisch beurteilten Nachfrage ausging für die keine oder nicht genügende Anhaltspunkte vorlagen.

In Einem aber wird man die Bodenvorratswirtschaft der Gemeinde auch heute noch gut heißen und befürworten müssen, soweit sie nämlich auf eine zweckdienliche Grünflächenbeschaffung gerichtet ist. Diese ist leider, abgesehen von einzelnen Ausnahmen, bei unseren Gemeinden leider zu kurz gekommen. Es soll zugegeben werden, daß die finanziell ungünstige Lage unmittelbar nach dem Kriege und in den Kriegsjahren an sich vielleicht vorhandenen Bestrebungen der Gemeinden auf diesem Gebiete entgegenstand. Es war aber auch in den Jahren der Scheinkonjunktur in der eine Bodenvorratspolitik in manchen Fällen in riesigem Ausmaße betrieben wurde, so daß diese mehr von wirtschaftlichen Erwägungen diktiert und auf eine rein wirtschaftliche Zweckverwendung (Hafenbauten, Straßendurchbrüche, Beschaffung von Gelände zur Heranziehung von Industrien für Wohnungsbau u. dergl.) gerichtet war, als auf die Beschaffung ausreichender Grünflächen. Allerdings gab es auch hier Ausnahmen, in denen

in großzügiger Weise „Lungen der Großstadt“ erschlossen wurden.

Im allgemeinen aber haben wir in unseren Städten auch heute noch über den Mangel an Grünflächen zu klagen und, wo sie rein flächenmäßig vorhanden sind, doch über eine ungewissenmäßige Verteilung. Auf der Ausstellung „Die deutsche Gemeinde“ wurde eine Grünfläche von 30 qm pro Kopf des Einwohners als das erstrebenswerte Ziel dargestellt, aufgeteilt in 15 qm für Volkspark, Wald und dergl. 1 qm Promenade, 4 qm Sport und Kinderspielfläche, 6 qm Dauerkleingärten, 4 qm Friedhofsfläche. Mit Recht wird dabei betont, daß die Beschaffung von Dauerkleingärten die wirtschaftlichste Freizeitschöpfung ist. Ebenso berechtigt ist das Eintreten für eine zweckdienliche Anlegung der Grünflächen. Grünflächen, die über 1/2 Begehung von der Bebauung entfernt liegen, verlieren viel von ihrem eigentlichen Wert. — Diese Fragen der Grünflächenpolitik sind in neuerer Zeit wieder mehr in den Vordergrund getreten. Gewiß ist die Frage der Grünflächenbeschaffung eine Frage, die sich nach den örtlich gegebenen Möglichkeiten richtet, zu begreifen ist aber, daß diese Art der Bodenbeschaffungswirtschaft heute wieder stark bejaht wird.

Das Reichsbewahrungsgesetz steht vor der Tür

Der Umbruch zur neuen Zeit hat auch in der Auffassung wie in der praktischen Durchführung der Anstaltsfürsorge Änderungen mit sich gebracht. Zwar dürften diese vorerst bei den Einzelanstalten grundlegende Maßnahmen nicht zeigen. Wohl aber wird in gesteigertem Maße die dauernde Bewahrung von Menschen, die ihre Bewegungsfreiheit zum eigenen Schaden, zum Schaden der Familie und der Volksgemeinschaft benutzen, eintreten. Zwar fehlt es im Augenblick noch an der formalgesetzlichen Handhabung solcher Personen, die sich als Schädlinge der Volksgemeinschaft erweisen haben, in dauernde Verwahrung zu nehmen. Wie aber Oberbürgermeister a. D. und Hauptstellenleiter im Hauptamt für Kommunalpolitik, Dr. Stöckle in Heft 11 der NS-Gemeinde mitteilt, steht das Reichsbewahrungsgesetz vor der Tür, es wird eine unangenehm empfundene Lücke in der Anstaltsfürsorge schließen.

Zwar enthielt das bisherige Recht schon einige Bewahrungsmöglichkeiten, die aber in der Praxis keine besondere Bedeutung gewonnen haben. So konnte bisher schon geschlossene Anstaltsfürsorge gewährt werden, die aber davon abhängig war, daß der Hilfsbedürftige dies selbst beantragte. Auch gab es bisher schon die Möglichkeit unter Umständen arbeitsfähige Personen in Anstalten unterzubringen, doch war die praktische Durchsührung dieser Vorrichtung weitgehend gehemmt. Ein größerer Fortschritt erst zeigte sich durch

das Gesetz gegen gefährliche Gewohnheitsverbrecher u. dgl. vom 24. Nov. 1931. Hierdurch wurde die Möglichkeit gegeben, den Gewohnheitsverbrecher in Sicherungsverwahrung zu nehmen. Aber auch dieses Gesetz erfaßt nicht den großen Kreis all derjenigen, die sich gegen die Volksgemeinschaft vergehen oder eine schwere Straftat begangen haben, für die käme das Reichsbewahrungsgesetz in Frage. Unter diesen Personengruppen fallen vor allem Trinker, unerziehbare Fürsorgebedürftige, Prostituierte, sowie Willens- und Verstandesschwache. Das kommende Bewahrungsgesetz wird diese Kreise weitgehend erfassen, es wird vor allem auch, was besonders begrüßenswert ist, den Wanderstrom von den sozialen Elementen säubern und nicht zuletzt auch ein Mittel zur Bekämpfung von Volksseuchen sein.

Briefkasten

Blumenfreund 50. Glasierte Blumentöpfe sind dem Gedeihen der Pflanzen nicht förderlich. Sie behindern den Luftzutritt zu den Wurzeln, der in gewöhnlichen porösen Töpfen ermöglicht wird. Weil die Verfaulung sich nur an der Oberfläche entfalten kann, wird die Topferde leicht sauer und muß oft erneuert werden, wenn die Pflanze gedeihen soll.

Photo 30. Um verblichene Photographien wieder aufzufrischen, löse man zuerst den Karton durch warmes Wasser ab und tauche die trockene Photographie in geschmolzenes Wachs. Durch Pressen mit einem warmen Eisen entfernt man das überflüssige Wachs. Man braucht das Bild dann nur noch mit etwas Baumwolle abzureiben, um alle Einzelheiten wieder hervortreten zu lassen.

Bücherschau

Der Apostel von Moskau. Sein Leben und Wirken. Unter diesem Titel ist von P. Gwald Henjeler SS. CC. eine ausführliche Lebensbeschreibung mit 132 Seiten Umfang erschienen, die schon im 15. Tausend vorliegt (Verlag der Schulbrüder, Kirchzarten-Billingen, Baden). Die großen Ehrungen, die P. Damian, dem Apostel der Ausländer, vor kurzem zuteil wurden, indem seine sterblichen Überreste in seine belgische Heimat überführt wurden, haben in weitesten Kreisen die Aufmerksamkeit auf diesen großen Heiden gelenkt.

Aller Anfang ist schwer — und doch macht mancher Handwerker oder Gewerbetreibende sich den Aufbau seines Unternehmens noch schwerer, weil er nicht durch eine Anzeige wirbt!

Ein Arbeitskamerad erzählt

Von Karl Schulz-Ludau.

Denkt Euch, ich habe den Heinevetter wieder getroffen, den Jupp Heinevetter, dem ich damals an der großen Stanzmaschine geholfen hab, als seine Arbeiter streikten. Na so was! Es gibt doch noch tolle Sachen auf der Welt. Das beste wird sein, wenn ich Euch die ganze Geschichte mal schnell erzähle. Schließlich passiert so was nicht alle Tage, und Ihr könnt gleich ein gutes Beispiel daran haben.

Also, das ist so vor gut viereinhalb Jahren gewesen, da war ich drüben im Westen in der Nähe von Duisburg. Ich war damals schon ein ganz schönes Stückchen durch Deutschland getrippelt und dachte mir, im nächsten Städtchen bleibst Du über Nacht. Na und wie ich nun so von der Landstraße herunter allmählich auf's Pflaster komme, komme ich gerade an einer Fabrik vorbei und höre einen Menschen ganz fürchterlich fluchen. Das war der Heinevetter. Na, denk ich, was flucht der so? Wirft ihn mal fragen, vielleicht, daß er noch eine größere Wut kriegt. Hat er auch, ist ganz weiß geworden im Gesicht. Ich soll mich zu dem Lumpenpad scheren, das ihn so fein auf dem Pflaster gesteckt hätte, hat er geschrien, und in der Welt wäre auf keinen Verlaß mehr, und so fort. Hernach sind wir doch ins Gespräch gekommen, und da hat er mir erzählt, daß seine Arbeiter streikten aus purer Gemeinheit und weil sie's nicht fein genug bekommen könnten, und er sah nun da und sollte morgen liefern und konnte nicht. Akkurat auf die letzte Minute hätten sie sich das ausgeklügelt, damit sie ihn zum Nachgeben zwängen. Aber er dachte nicht daran. Lieber wollte er schon morgen in die Pleite gehen. Na, ich weiß nicht, was mich dazu bewog, ich bin sonst nicht allzu sehr für Fabrikbesitzer und

so, aber der Kerl, der Heinevetter, hat mir irgendwie leidgetan, und so ging ich mit ihm hinein ins Maschinenhaus, in die Stanzerei. Da hab ich wohl fast zwei Stunden, wenn nicht mehr, an der großen Maschine geholfen und geschuftet, weil sie doch die Ventilguleitung abgekniffen hatten, die Streifer, damit er nicht am Ende allein versuchte, die Plättchen fertigzustellen, aber zustande gekommen bin ich nicht. Nachher, wie ich dann auf dem Markt war, hat es mich gefreut, daß es mir nicht gelungen war, denn da habe ich über den Heinevetter die Wahrheit gehört. Ein feiner Fabrikbesitzer ist der gewesen, der sich um seine Arbeiter gar nicht, aber um sein Geld recht eifrig gekümmert hat. Sie haben in ungeheizten Räumen schaffen müssen, es war im November dazumal, sie haben sich in einem offenen Schuppen umziehen und waschen müssen, sie konnten sich zu Hause waschen, hat er gemeint, na überhaupt, es ist eine Handhabung gewesen da in der Fabrik, daß man sich nicht wundern konnte, wenn die Arbeiter nicht mehr mittun wollten. Was nachher daraus geworden ist, hab ich bis heute nicht gewußt, denn ich bin damals weitergetrippelt, wie Ihr Euch denken könnt.

Nun stellt Euch vor, denselben Heinevetter, den hab ich heute vormittag wieder getroffen, als ich auf einem Betriebsappell war draußen im Westen. Ich hab erst geguckt, hab gedacht, Donnerwetter den kennst Du doch, aber ich bin nicht darauf gekommen. Erst als wir alle zusammenrückten und ins Gespräch kamen, hat er so beiläufig erzählt, daß er früher selbst mal ne Fabrik hatte und pleite gegangen ist. Da hat's mich durchguckt, und ich hab ihm gesagt: Ja, ich weiß, in der Nähe von Duisburg, und die Stanzmaschine war kaputt im

November einunddreißig. Na, das Gesicht hätte ich Ihr sehen sollen! Aber gleich darauf hat er gewußt, wer ich war.

Mich freut eins, mich freut, daß der Heinevetter entweder niemals ein ganz schlechter Kerl gewesen ist, sondern nur eben gerade so egoistisch und unsozial wie seine ganze Zeit, oder daß er sich ganz stark geändert haben muß. Denn wist Ihr, was er mir gesagt hat heute vormittag?

Wissen Sie, hat er gesagt, wie das mit den Nazis losgegangen ist 1933, da hab ich schon längst keine Fabrik mehr gehabt, da ging ich schon ein gutes Jahr lang trampeln. Aber das eine weiß ich, daß ich heute bestimmt nicht mehr Betriebsführer wäre, wenn ich 33 noch eine Fabrik gehabt hätte. Denn von Dicksopp, wie ich war, hätte nicht nachgegeben, ich hätte meine Arbeiter immer weiter in den Dredbuden arbeiten lassen, weil ich mich selber hab durch allen Dred durchfressen müssen. Ich bin drüben gewesen in Amerika und weiß Gott beinahe vor die Hunde gegangen. — Da hab ich immer gedacht, was brauchen's die besser zu haben, als du es gehabt hast dein halbes Leben lang. Das ist keine schöne Auffassung, ich hab's inzwischen gemerkt, aber, wie ich mich kenne, ich hätte mich nicht umgestellt, wenn mich nicht das Schicksal selber umgestempelt und getrempelt hätte.

Herbst dreißig hab ich wieder Arbeit gekriegt, aber nicht hier, in grad so einer — verstehen Sie mich: Saubude, wie ich sie selber erst gehabt hab. Einen feinen Winter hab ich hinter mir. Umziehen im offenen Schuppen, arbeiten im ungeheizten Raum, na, ich brauche Ihnen nichts weiter zu sagen, Sie wissen ja Bescheid. Schließlich aber sind eines Tages ein paar Nazis draußen ins Werk gekommen, und als das nicht geholfen hat, noch einmal und noch einmal, und eines schönen Tages war der sogenannte Herr Betriebsführer und Besitzer wo anders, ganz wo anders, und ein neuer Betriebsführer hat Ordnung geschafft. Wir kriegen Fuß an die Wände und Dfen gestellt, ein paar Bilder in den Raum, eben alles das, was die Nazis Schönheit der Arbeit nennen.

Schönheit der Arbeit, mein Gott, mit wie wenig Geld zu schaffen, wenn man nur das Herz auf dem rechten Fleck hat. — Na gut, heute weiß ich das, wo ich's am eigenen Leibe erfahren mußte, damals hab ich's nicht gewußt. Damals war ich verbittert, verwütet und ungerecht, weil ich mich selber vom Schicksal betrogen glaubte.

Halten Sie mich nicht für großemahnstnig, aber ich komm noch mal hoch. Ich schaff's noch mal wieder zum eigenen Betrieb, und wenn er noch so klein ist; aber der soll anders aussehen, als der erste. Wissen Sie, ich hab mir einen Spruch ausgedacht, den ich mir groß ins Herz und klein über den Eingang schreiben will: Erst schaff, daß dein Mann in der Werkstatt nicht friert, — und dann erst die eigene Wand tapeziert! Wenn's soweit ist, ru' ich Sie mal. Aber nicht zum Stanzmaschinenreparieren. Denn ich denke, dann streift keiner mehr bei mir.

Na, was sagt Ihr nun? Ist das eine Geschichte, die alle Tage passiert?



früh ist nun ein flottes Kaufmannschiff. Sein Leutnant lobt ihn. Mit Recht. Denn früh ist geschäftig, er weiß, daß man gute Dinge an der Markte erkennt, z. B. die bewährten Dr. Oetters Erzeugnisse an dem bekannten „Hellen Kopf“. Die verkaufen er besonders gern. **Achtung! Aussehen! Preisvergleich!**

Rheinisches Heimatland

Opfer des nassen Elements

Wieder zahlreiche Tote beim Baden.

Leider sind in den letzten Tagen wieder zahlreiche Todesopfer beim Baden zu verzeichnen. Umso mehr erscheint es angebracht, nochmals alle Badelustigen ernsthaft auf die Vorkehrungsmaßnahmen beim Baden hinzuweisen, wenn sie auch schon oft mitgeteilt wurden. Vor allen Dingen muß jeder den obersten Grundsatzen beim Baden und Schwimmen beachten, nämlich nur so lange im Wasser zu bleiben, wie er sich wohlfühlt. Dann soll an auch nicht erhitze ins kalte Wasser springen und nicht mit gefülltem Magen baden. Besondere Vorsicht ist anzuwenden beim Baden an unbekannten Stellen von reißenden Flüssen oder auch in Baggerlöchern. Sehr oft haben beim Baden in unbekannten Gewässern mooriger Untergrund, Schlammplanzen, Netze, Pfähle, alte Baumstämme und ähnliche Gegenstände dem Badenden den Tod gebracht. Besonders des Schwimmens unfähige Personen sollen nur an den Stellen baden, die ihnen ganz genau bekannt sind. Viele Todesopfer der letzten Tage sind nicht zuletzt auf die Nichtbefolgung der Vorkehrungsmaßnahmen zurückzuführen.

In der Weiler bei Hausberge (Kreis Minden) badeten die beiden jugendlichen Söhne eines Birtenmachers. Einer der beiden Jungen, der des Schwimmens unfähig war, geriet in eine tiefe Stelle und verlor. Sein Bruder konnte sich nur mit Mühe noch ans Ufer retten. Die Leiche des Ertrunkenen hat man bisher noch nicht bergen können.

Bei Dinslaken badete ein 22-jähriger verheirateter Mann aus Hamborn an verbotener Stelle im Rhein. Auch er ging plötzlich unter und kam nicht mehr an die Oberfläche. Ein gleiches Geschick traf einen 17-jährigen Taubstummen aus Hamborn beim Baden im Rhein in der Nähe von Hamborn. Ein weiteres Todesopfer wurde hier noch ein 16-jähriger Junge aus Hamborn Brodhaus.

Beim Baden in der Ruhr in der Nähe von Bochum erlitt ein 16-jähriger einen Schwächeanfall. In seiner Not umklammerte er einen neben ihm schwimmenden Kameraden, der sich nur mit Gewalt befreien konnte, da auch er sonst mit in die Tiefe gerissen worden wäre. Der 16-jährige Junge ertrank.

Auch von Braubach wird ein Todesopfer beim Baden gemeldet. Hier ertrank ein aus Maktelangen an der Saar gebürtiger 17-jähriger Bäckerelehrling.

Einer Meldung aus Trier zufolge ertrank hier am Montagabend ein 25-jähriger Mann beim Baden in der Mosel. Am Sonntag wurde beim Baden in der Saar ebenfalls ein junger Mann aus Trier ein Opfer des nassen Elements. In dem Weiser einer stillgelegten Erzgrube bei Simmern ertrank beim Baden ein 23-jähriger alter Schreinergehilfe aus Muttertsheld. Er war in ersticktem Zustand sofort ins Wasser gegangen und ist offenbar einem Herzschlag erlegen.

Bei Broich (Kreis Jülich) badeten vier junge Leute aus Patter, die sämtlich des Schwimmens unfähig waren. Ein 19-jähriger junger Mann geriet in eine tiefe Stelle und verlor, ohne wieder aufzutauchen. Erst nach zwei Stunden konnte man seine Leiche bergen.

In Niden (Kreis Jülich) ertrank in dem flachen Ende ein 11-jähriger Junge.

Zweijähriges Kind von einem Auto tödlich überfahren

WED Aachen, 24. Juni. Heute früh ereignete sich auf der Hauptlandstraße Aischdorf wieder ein tödlicher Verkehrsunfall. Ein zweijähriges Kind lief vom Bürgersteig auf den Fahrdamm. Ein Autofahrer konnte seinen Wagen gerade noch zur Seite steuern, doch wurde das Kind von einem kurz hinterher kommenden Auto erfaßt und auf der Stelle getötet. Durch das Hin- und Hergerieten der beiden Autos ineinander und wurden schwer beschädigt. Die Autofahrer kamen mit kleineren Verletzungen davon.

Gerillener Sotelfeträger

WED Koblenz, 24. Juni. Ein in den 40er Jahren stehender Mann, der sich als Diplom-Ingenieur Grotte bezeichnete, trat hier als Pensionatsbetreiber auf. Er mietete ein Zimmer, ließ sich einen Tag bewirten und erbat am zweiten Tag abends von dem Pensionatsbetreiber einen Barbetrag, für den er eine 1000-Mark-Note in Pfand gab. Da die Bank geschlossen sei, habe er das Geld nicht umwechseln können. Als nun der Bursche entgegen seinem Versprechen nicht am nächsten Tage zurückkehrte, schloß man Verdacht und da stellte sich heraus, daß der Betrüger eine außer Kurs gekochte polnische Banknote in Pfand gegeben hatte. Der Gauner konnte noch nicht ermittelt werden. Für den Fall, daß er die gleichen Machenschaften in anderen Sotels oder Pensionats anwenden will, sei vor dem Betrüger gewarnt.

Deutsche Kinder sollen aufs Land Gebt Freistellen!

Soni Winkelhempfer promovierte zum Doktor juris

WED Köln, 24. Juni. Der Landesstellenleiter des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda und Gaupropagandaleiter Toni Winkelhempfer, WDR, promovierte heute in der juristischen Fakultät der Universität zu Bonn zum Doktor der Rechtswissenschaft mit dem Prädikat magna cum laude. Seine Promotionsarbeit behandelte das aktuelle Thema: Der strafrechtliche Schutz der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihrer Gliederungen, der ihr angeschlossenen Verbände, ihrer Uniformen, Abzeichen und Symbole. Dr. jur. Toni Winkelhempfer studierte in den Kampfbahnen 1927 bis 1931 an den Universitäten Köln und Bonn Rechtswissenschaft. Infolge seiner politischen Betätigung für die nationalsozialistische Bewegung zog er sich im März 1931 eine sechsmonatige Gefängnisstrafe zu, der weitere politische Strafverfahren folgten, jedoch er gezwungen war, sein Studium kurz vor der Beendigung abzubrechen. Mit der heutigen Promotion hat er einen zwar verzögerten, aber umso ehrenvolleren Abschluß gefunden.

Voller Sommerverkehr

WED Köln, 24. Juni. Am Sonntag, den 24. Juni, wird der Fahrplan der Köln-Düsseldorfer Rheindampfschiffahrt zum Hauptsummer-

fahrplan erweitert, der dann bis zum 6. September Gültigkeit hat. Die anschließenden Herbstfahrpläne umfassen die Zeit bis zum Verkehrsabschluß am 18. Oktober. Die Zahl der durchgehenden Fahrten von Köln bis Mainz und umgekehrt wird um ein Beträchtliches vermehrt. Ebenso die Fahrten von den anderen Hauptfremdenverkehrsplätzen Bonn, Koblenz usw.

Sochzeit mit Sinterstoffen

WED Herborn, 24. Juni. Auf einer Reise in dem Weiterwaldort Wendenbusch hatten sich einige junge Leute zu vorgerückter Abendstunde bei der Sochzeitgesellschaft eingefunden, um an der Feier teilzunehmen, obwohl sie nicht eingeladen waren. Sie wurden deshalb aus dem Saal des Gasthauses, wo die Feier stattfand, ausgewiesen. Aus Rache hierüber unternahmen die Burischen später Nacht, als sich das junge Ehepaar auf dem Heimweg befand, einen Überfall auf das Paar und deren Angehörigen. Es entstand eine schwere Schlägerei, wobei es blutige Köpfe gab und viele Sochzeitgeschenke aus Glas und Porzellan, die das junge Paar mit sich führte, in Trümmer gingen. Die Täter konnten ermittelt und zur Anzeige gebracht werden.

Der Prozeß Graf

Lohalktermin und Fortsetzung der Zeugenvernehmung

Zweiter Tag

WED Köln, 24. Juni. Der größte Teil des Vormittags des zweiten Verhandlungstages im Prozeß Graf war mit der Wahrnehmung des Lokalkriteriums ausgefüllt.

Am späten Vormittag wurde dann noch in die weitere Zeugenvernehmung eingetreten. Alle Zeugen mußten bezeugen, daß der Zutritt zum Anwesen Graf sehr schwierig, meist unmöglich war. Auf Klopfen erschienen, wie ein in geschäftlichen Beziehungen zum Haus Graf stehender Zeuge auslag, Frau Graf am Fenster. Auf Zuruf antwortete sie: „Ich kann nicht heraus, Ludwigs hat mich eingeschlossen.“ Diesem Zeugen hat Frau Graf auch Kenntnis davon gegeben, daß Ludwigs auch etwas haben solle, weil er so fleißig sei. Das war schon vor 1932.

Ein Zeuge, der bei dem Bruder Hilger des Angeklagten in Sinnersdorf als Viehpfleger längere Zeit tätig war, hat verwundert gehört, daß Ludwigs in Gegenwart der Frau Graf sehr böse auf diesen gegenüber gewesen sei, was ihn aber nach deren Weggehen nicht hinderte, von Frau Graf als von der „Alten“ zu sprechen. Der Zeuge hat auch erfahren, daß testamentarische Verfügungen zugunsten des Ludwigs bestanden. Er hat auch sehr abträgliche Äußerungen über Frau Graf gehört, kann aber nicht mehr angeben, ob Josef Ludwigs oder sein Bruder Hilger sich ausdrückte: „Die Alte verreckt doch bald einmal.“ Er will in Sinnersdorf einen ihm unheimlichen Menschen aus der Altstadt Kölns mit dem Vornamen „Fritz“ öfters an Sonntagen gesehen haben, der ihm als „Helfershelfer“ erschien. Gefragt, wessen Helfershelfer, antwortet der Zeuge: Natürlich des Josef Ludwigs.

Die Verteidigung stellt fest, daß man diesen Fritz leider nicht feststellen kann, was doch nicht allzu schwer gewesen sein könne. Dr. Achter stellt dann den Antrag, daß auch über den Geisteszustand der Frau Graf ein Gutachten erstellt werde.

Eine Zeugin hat Frau Graf bestimmt noch am 4. September 1934 gesehen auf dem Chlodwigspatz. Auch dieser gegenüber äußerte sich Frau Graf, daß Ludwigs, weil er keine Erlaubnis habe, eine Hühnerfarm anfangen sollte. Die Zeugin hatte den Eindruck, als ob sich Frau Graf damals von Ludwigs trennen wollte. Während fast sämtliche Zeugen mit Sicherheit bezeugen, daß ihnen gegenüber Frau Graf niemals etwas von der Absicht einer größeren Reise verlauten lassen, kann die Zeugin bezeugen, daß etwa 1928 die Verschwundene den Wunsch geäußert hätte, eine Reise zu machen. Es war auch vom Mittelmeer und der Riviera als Reiseziel die Rede. Bei geschäftlichen Verhandlungen bezog sich Frau Graf auf Ludwigs, dieser umgekehrt auf diese als maßgebende und entscheidende Person. Alle Zeugen schildern Frau Graf als sehr geizig: ihr einziges Trachten sei Geld und nochmals Geld gewesen. Die Doppelrolle des Ludwigs der Frau Graf gegenüber kennzeichnet sich in dessen brastischen unheimlichen Ausdrücken, wie: „Wäre das Biest doch bald einmal verreckt“, die einem Zeugen gegenüber gebraucht worden waren. Ein wahres Martyrium hatte eine als Dienstmädchen drei Jahre, 1923 bis 1926, bei Frau Graf angestellte Reuain durchzumachen. Ausgemacht waren 10 RM Monatsgehalt, die nie bezahlt wurden. Die Schlafstelle war ein über Raum oberhalb des Pferdestalles. Mittanessen bekam sie überhaupt nicht. Von zwei bis drei Monate allem Raufesatz wurde durch Wasseraufgießen eine

kaum genießbare Brühe hergestellt. Frau Graf war eine ebenso unordentliche wie unsaubere Frau, die sich kaum wusch, nie kämmte, Unterwäsche und Hemd vermoderten am Leibe, bis sie neue kaufte. Während eine Reihe von Zeugen bezeugen, daß der Freitod des einzigen Sohnes der Frau Graf stark ausgelebt habe, bezeugen diese unmittelbar nach dem Tode sehr teilnahmslos. Die Zeugin, konnte den Dienst nicht länger ertragen. Beim Abschied überreichte ihr Frau Graf als Lohn für etwa drei Jahre Dienst ganze 30 RM und sagte, das übrige sei für Invaliditäts- und Krankenversicherungsbeträge daraufgegangen. Dabei war sie garnicht angelächelt worden, obwohl sie einmal schwer erkrankt war. Diese Zeugin hat auch gewisse Zärtlichkeiten zwischen Frau Graf und Ludwigs gesehen. Trotzdem hat die Zeugin bemerkt, daß Ludwigs brutal gegen Frau Graf auftrat. Sie

Zigeunergeschäfte und Zigeunerhochzeit

Die Zigeunertippe Korpatsch erneut vor Gericht — Der gafffreundliche „Zigeunerhauptmann“

WED Frankfurt a. M., 24. Juni. Vor dem Frankfurter Schöffengericht fand am Dienstag eine Sitzung statt, die sich ausschließlich mit Zigeunern beschäftigte. Es wurden verschiedene Betrugsfälle verhandelt, die an der Saar und in Norddeutschland begangen wurden, und die sich auf Pferdegeschäfte bezogen. Da war z. B. in Vergeßdorf ein angeblich fehlerfreier Rotfimmel unter Garantie verkauft worden, der an den Hinterbeinen lahmt. Janosch Korpatsch, der betagte Häuptling seiner Sippe, muß dieses Geschäft mit einem Jahr Zuchthaus büßen. In der nächsten Verhandlung erneuerte der Alte nochmals eine Zuchthausstrafe von einem Jahr und noch 100 Mark Geldstrafe obendrein, weil in Beckingen im Saarland ein betrügerisches Pferdetauschgeschäft erfolgt war. Der mitbeteiligte Sohn Leitzki erhielt sechs Monate Gefängnis.

Dann kam eine Sochzeitfeier zur Sprache, die im Sommer 1932 in Suchsdorf bei Kiel stattfand. Dort kamen die Korpatschs mit 114 Wohnwagen aufzukommen. Janosch lud die Bevölkerung in einem Interat, das mit der Unterschrift „Der Zigeunerhauptmann“ versehen war, zu der Festlichkeit ein, nachdem er von einem Gastwirt sich einen Saal zur Verfügung hatte stellen lassen, und für die Zechkosten garantierte hatte. Bei diesem Geschäftsabschluß wies er auf seine mit Geldscheinen bespitzte Brieftasche, aber hinterher hat der Wirt eine Zechschuld von 90 Mark nicht erhalten können. Der Angeklagte wollte sich zu nichts verpflichten haben und es wurde in der Verhandlung die Frage aufgeworfen, wer der Sprecher war. Da antwortete einer der Zigeunerzeugen: „Wenn wir getrunken haben, sind wir alle Sprecher.“ Janosch Korpatsch wurde auch in diesem Falle schuldig befunden, diesmal ging es für ihn mit sechs Monaten Gefängnis ab. Schließlich gab es noch für den Sohn Johannes Korpatsch drei Monate Gefängnis. Er hatte sein Kind einer Arbeiterfamilie in Soltau in Pflege gegeben und sich verpflichtet, monatlich 15 Mark zu zahlen. Das geschah dreimal, dann ließ er nichts mehr von sich hören und die armen Leute erlitten Schaden.

Weitere Erfolge im Kampf gegen das Zigeunerunwesen

WED Frankfurt a. M., 24. Juni. Der Frankfurter Kriminalpolizei, der die zentrale Bear-

Sport-Kurzfilm

Der dritte Tag in Wimbledon brachte den deutschen Farben neben den Siegen von Cramm und Fr. Horns das Ausscheiden des Kiellers Lund im Männer Einzel. Von Cramm schlug den Tschechen Sedt 6:4, 6:3, 6:4. Lund verlor gegen Jones 3:6, 6:4, 4:6, 2:6, und Fr. Horn gewann gegen Scott 8:6, 6:2.

Das Europa-Schlussspiel um den Davis-Pokal wird Deutschland mit folgender Mannschaft bestreiten: von Cramm, Henkel, Lund und Menzel.

Erlehdorfs ungeschlagene Stute Nereide siegte in Hamburg-Born in ihrer letzten Derby-Vorprobe gegen Reichsfürst und Walzerkönig, der als der beste Hengst des Jahrganges gilt.

Deutscher Hochschulsportballmeister wurde in Heidelberg die Universität Heidelberg durch einen 3:1-Sieg über Frankfurt.

Gustav Ebers erste Niederlage

In New York von Johnny Clinton nach Punkten

Im vierten Kampf auf amerikanischem Boden mußte Gustav Eder die erste Niederlage einstecken. Johnny Clinton schlug den Deutschen in New York in einem Sechsrundenkampf nach Punkten. Erst vor sechs Tagen — zwei Tage vor dem Kampf Louis gegen Schmeling — schlug Eder den Amerikaner Jay Masson t.o. Es ist nicht recht verständlich, warum Eder in so kurzer Frist in zwei schwere Kämpfe geschickt wird. Wenn die Gegner auch nicht zur ersten amerikanischen Masse zählen, so ist doch immer zu berücksichtigen, daß es sich ausnahmslos um Kämpfernaturen handelt, die nichts zu verlieren haben. Ueber den Kampfverlauf konnten wir bisher nichts erfahren, vor allem nicht, ob das Urteil den gezeigten Leistungen entspricht.

wußte auch von dieser, daß dem Ludwigs das Vermögen testamentarisch vermacht war und daß Frau Graf den Ludwigs heiraten würde. Auch der Zeugin gegenüber stieß bei einem an sich geringfügigen Versehen Ludwigs aus: „Wenn Sie mich noch einmal herausschauen, bleibt einer von uns auf dem Platze.“ Zum Schluß der Verhandlung wurden noch zwei Brüder des Ludwigs vernommen, deren Aussagen verworren und unklar lauteten. Einer von diesen Brüdern will die Frau Graf noch einige Monate nach einem ihn betreffenden Vergleichstermin vom 19. Juni 1934, also Ende September, Anfang Oktober, noch gesehen haben gerät aber in Widersprüche, die durch Ladung eines weiteren Zeugen morgen möglichst geklärt werden sollen.

beitung der Straftaten von ausländischen Zigeunern in Deutschland übertragen worden ist, ist es in den letzten Wochen gelungen, weiteres Material über das Treiben dieser Zigeunerbanden zu sammeln und eine ganze Reihe von neuen Festnahmen zu erreichen. Es handelt sich dabei um Zigeuner, die in Norddeutschland, namentlich in Schleswig-Holstein, in Oldenburg, Hamburg und Mecklenburg, Straftaten begangen haben. Auch hierbei spielt wieder räuherische Erpressung die Hauptrolle, indem von ausgerüsteten Zigeunersippen Tribute erzwungen wurden. Wurden diese verweigert, dann kam es vielfach zu den bekannten Zigeunererschüssen. Die Aufklärung dieser neuen Fälle ist in der Hauptsache den Pressekollegen zu verdanken, durch die viele Volksgenossen veranlaßt wurden, Betrügereien der Zigeuner zur Kenntnis der Polizei zu bringen. Unter den neu festgenommenen Zigeunern befinden sich die Brüder Johann und Stefan Rosenberger aus Hamburg. Sie hatten sich das Recht angemacht, über alle Zigeuner in Deutschland zu herrschen. Sie verlangten Tribute und trieben sie eventuell mit der Pistole in der Hand ein. Dabei ist es mehrfach zu Schießereien gekommen, wobei drei Brüder dieser Rosenbergs getötet worden sind. Diese Fälle werden wie alle anderen in Frankfurt a. M. zur Beurteilung kommen.

Gegen die bereits früher festgenommene Sippe Korpatsch schweben nicht weniger als 40—50 Verfahren, von denen bereits zehn zur Beurteilung gelangt sind. Interessant ist, daß Korpatsch sich bei seinen Betrügereien in Schleswig-Holstein eines berühmten Zuchthäuslers namens Möding bediente.

Am 8. Juli:

Einweihung des Luftschiffhafens Rhein-Main

WED Frankfurt a. M., 24. Juni. Die Weihe des Luftschiffhafens Rhein-Main durch Gauleiter Sprenger ist auf den 8. Juli festgelegt worden. Aus diesem Anlaß werden beide Luftschiffe in Frankfurt a. M. sein. Das Luftschiff Hindenburg wird über Frankfurt und über der näheren Umgebung eine Gärtefahrt unternehmen, während der Graf Zeppelin am Abend nach Südamerika startet. Außerdem findet am gleichen Tage die Ueberführung des Luftbansa-Maschinen auf den neuen Flugplatz statt. Auch eine Reihe von englischen Flugzeugen trifft zur Weihe des Weltlufthafens ein.

Simfon und die Rosenberg steden sich gegen-
seitig Kesse in den Mund und füllten sich die Li-
förgläser. Gisa Straag trällert einen blöden
Schlagerrefrain mit und scheint stark beschwipst.
Kreiser tanzt mit einem Stuhl.

Eta von Harich läßt ihr Glas leise an das
von Peter klingen.

„Ich habe Ihnen überhaupt noch was zu
geben. Aber ich wollt's nicht gleich tun, und
beinahe hätt' ich's doch vergessen.“

„Was — zu geben?“

„Nämlich von Pa, dem Guten.“

„Von Ihrem Vater?“

Peter macht entschieden ein etwas dummes
Gesicht.

Als hoffentlich angenehme Überraschung. Er
weiß natürlich, daß wir heute hier so vergnügt
zusammen sind.

„So, ja!“

Sie zieht einen verschlossenen Brief aus der
Handtasche und reicht ihn Peter.

Der erkennt sofort die markante Handschrift
Herrn von Harichs auf dem Umschlag. Unschlüs-
sig dreht er ihn eine Weile hin und her. Eta
lacht ein bißchen weinselig, mit allzu glänzenden
Augen.

Er sieht sich nach den andern um. Die sind
reichlich mit sich beschäftigt. Kreiser und Gisa
Straag versuchen mit ein paar Kesseln Tisch-
tennis zu spielen. Wer verliert, hat den Keks zu
essen. Sie lachen sich dabei halbtot und der Keks
sieht schon nach einer Minute wie eine zer-
quetschte Pflaume aus.

Peter reißt den Umschlag auf.

Von Herrn von Harich?

Er ahnt schon etwas. Während er liest, blickt
ihn Eta neugierig von der Seite an. Sie weiß
natürlich, was drin steht.

Peter ist an sich schon etwas erblüht, aber nun
kriegt er noch mehr Farbe.

„Also darauf — toi, toi, toi! — schnell einen
Schluß! Das — das ist wirklich...“ Er läßt
den Brief sinken. „Auf das Wohl Ihres Herrn
Vaters, Grüßlein Eta!“

Sie lacht ihn an.

„Feiner Inhalt?“

„Sie wissen ihn?“

„Niden.“

„Ich hab' doch selber dafür gesorgt, daß Sie
schon heute diese Nachricht bekamen.“

Peter atmet tief auf. Er trinkt gewaltig. Eta
nippt vorsichtig, sie spürt schon ihren Schwips.

„Peter? Werden Sie nun nicht doch eine
andre Wohnung nehmen?“

„Saha, nun wär's schon möglich.“

„Sehen Sie!“

Muß er jetzt dankbar sein? Ah, wie der
Wein im Kopf rumort! Das braust und glüht
hinter der Stirn. Das schwacht und lacht im
Zimmer durcheinander. Jemand ist doch Mu-
sik? Wem, zum Teufel, hat er einmal ver-
sprochen, daß er tüchtig arbeiten und die Zu-
kunft erobern werde? Und für wen?

„Ich was! Sicher war das die schöne Eta, wie
Ober hieß sie nicht früher — Lisel? Und hatte
schon blondes Haar? Und war so gazellenähnlich
und schick? Nach lauter Wiesenblumen hat sie
geblüht!“

Quatsch, das kommt doch da aus diesem hel-

sen, duftigen Kleid! Von diesen schmalen, ring-
förmigen Händen, von diesen roten Lippen,
die es eigentlich gar nicht gibt! Sm? Wie diese
Lippen lächeln! Solche weißen Zähne hat doch
mal jemand anders gehabt? Noch weißer, wie
kleine Perlen!

Wie die loden!

Was sagt Eta?

„Dummer Peter?“

„Hat sich was von dumm! Schöne Frau!“

Süße Frau! Einmal hab ich eine im Arm ge-
habt, die war noch süßer! Unfinn, ein kleines
Dorfmädel. Seit der Zeit — steht was in mir.

„Warum, dummer Peter?“ hört er sich ja-
gen.

Es ist ein sonderbares Lächeln, das von die-
sen roten Lippen kommt. Es springt ihm
förmlich ins Blut. Und es duftet wahrhaftig
nach Wiesenblumen.

„Eta —“

Näher kommt das Lächeln, ganz nahe.

„Rosli, das muß anders werden“, hört er wie
von weither den felsen Manfred von Sim-
fon sprechen, „so geht das nicht weiter. Wir
müssen uns unbedingt — unbedingt nun öfter
treffen, bevor du ein großer Bühnenstern bist
und ich mir beim Rennen das Genick gebrochen
habe. Meine nicht, ich brech mir bestimmt das
Genick, wenn du mich betrügst.“

Rosli lacht schillernd und wühlt mit den Hän-
den in seinem Haar.

„Lieber Manfred, nicht Genickchen brechen,
müßte Rosli's Herzchen mitzerbrechen, huhu!“

Glückseliges Lachen.

„So komm doch schon, dummer Peter,“
flüstert es.

Der rote Mund brennt und leuchtet. Als er
ihn küßt, schießt es wie eine Flamme durch
sein Blut.

Es ist ein toller Kuß.

„Peter — du?“

„Eta — du?“

Jemand ruft: „Bravo! Das nennt man
Brüderlichkeit trinken!“

Alleseitig werden Gläser geschwungen und
stoßen klirrend gegeneinander.

Es ist wirklich eine hüfige und temperament-
volle Examensfeier. Und es wird reichlich
spät, als man auseinander geht.

Kreiser, der immerhin am wenigsten ge-
trunken hat, bringt die Damen im Wagen nach
Hause. Simfon und Peter verabschieden sich
und pilgern noch ein Stück u Fuß.

Die frische Luft tut den Köpfen gut. Sie ha-
bens auch ein bißchen nötig, ausgelüftet zu wer-
den.

Es ist gegen 1 Uhr.

Wie das so kommt: Der Durst ist nach dem
Trinken geblieben. Man muß noch einen
„Schlußschoppen“, wie Simfon meint, geneh-
migen. Sonst ist das kein richtiger Abschluß.

Peter hat nichts dagegen. Und so sitzen sie
benn irgendwo noch in einem Allerweltsresta-
urant an einem nicht ganz sauberen Tisch und
trinken ihr Glas Bier. Manfred von Simfon
ist ziemlich aufgetraut, Peter etwas schweigs-
amer.

„Ihnen kann man wirklich doppelt gratulieren.“

Himmelreich, muß man schon sagen. Prost, hah, hah,
Pröstchen!“

„Doppelt? Warum denn?“ fragt Peter un-
sicher.

Simfon gibt ihm einen Stoß in die Seite.

„Na, hör'n mal, mein Lieber, hah, hah, das
merkt doch 'n krankes Huhn, daß Sie mächtige
Chancen haben bei der Eta. Schäter, Sie!
Wenn Sie sich da richtig ins Zeug legen, na.“

„Ich? Blödsinn!“

Peter hat nun glücklich einen halben Bier-
unterfaß mit seinen nervösen Händen zerkrümelt.

Simfon kneift ein Auge zu. Er hat wirklich
einen ganz anständigen Zaden weg.

„Merken wir doch schon lange, Baumeister-
chen, hihi, daß die Eta an Ihnen 'n süßen Affen
gefressen hat. Na ja, warum denn nicht? Aber
seh'n Sie sich vor, daß Sie sich nicht an der Nase
herumzieh'n lassen, habahab, das versteht sie
grobartig. Was hätten Sie denn von einem
Abenteurerchen, he? Sind Sie nicht dumm Him-
melreich!“

Er redet noch allerhand Zeug durcheinander.

Peter stiert vor sich hin.

Schließlich wird Simfon, der noch verschie-
denes zwischen durch bestellt hat, müde, legt den
Kopf in die Arme und schläft am Tisch ein.

Am nächsten Tag hat er mit Freunde Rübe-
sam eine kleine Nachfeier. Nicht bei Heßler
natürlich. Sondern bei Alshinger. Und genau
genommen, findet er, sitzt sich hier nicht schlech-
ter als dort. Die Speisen haben hier keine aus-
ländischen Namen, sondern heißen Schnitzel,
Ersen mit Sped, Königsberger Klops und sie
schmecken auch, obgleich sie billig sind. Und für
zwei Mark könnte man sich glatt betrinken.

Ohne Sekt und französischen Kognat und ge-
migte Drinks.

Rübsam freut sich herzlich, daß Peter nun
„fertig“ ist.

„Und was wirst du nun anfangen?“

„Ich glaube, Musfante, ich werde mir nun
doch wohl 'ne andere Bleibe suchen müssen.“

„Ach nee! Gerade wo dein Stipendium noch
für einen Monat langt?“

„Nee, weil ich mir's nun doch 'n bißchen be-
quemer machen kann. Schließlich kann man ja
nicht ein Leben lang in einer miesen Manjarbe
wohnen.“

„Stimmt, solange man es nicht nötig hat.“

„Eben. Sm, genau genommen, wars ja doch
eine feine Zeit. Friß, da oben bei den Epochen,
wie? Aber hier, lies mal.“

Er zeigt ihm den Brief, den er gestern von
Eta bekommen hat.

Rübsam braucht nur einen Blick hineinzu-
werfen und weiß Bescheid. Na ja, eigentlich
war das ja vorausgesehen.

Es ist die in ungemein freundlichen und an-
erkennenden Worten gehaltene Mitteilung
Herrn von Harichs, daß er sich entschlossen habe.
Peter von sofort ab, also vom nächsten Ersten,
in sein Baubüro einzustellen, als ersten Archi-
tecten.

Bis eine staatliche Anstellung frei werde, so
schreibt er, werde es ja unter den gegebenen
Verhältnissen noch eine geraume Weile dauern,
als festem Mitarbeiter in seinem Büro werde

sich aber gewiß die Zukunft für ihn leichter und
verheißungsvoller gestalten.

Das steht natürlich bombenfest. Eine solche
Anstellung ist die beste Empfehlung. Und das
angebotene Gehalt ist grundanständig, es ent-
spricht durchaus dem Können Peters, ohne
Kleinlichkeit.

„Ja“, sagt Rübsam, „da gehst du nun also
beinen Weg.“

Sie sehen sich eine Weile schweigend an. Sie
fühlen in dieser Stunde, wie fest ihr beider Le-
ben in den letzten Jahren miteinander verknüpft
war. Einer hat den anderen so genau gekannt,
als wäre er sein Bruder.

„Na, Friß“, reißt sich Peter aus der trüben
Stimmung, die aufkommen will, „deswegen ge-
hen wir ja doch nicht auseinander, wie? Des-
wegen halten wir doch auch in Zukunft zusam-
men! Und nun erzähl' mal, wie stehen eigent-
lich deine Affären? Was macht die Notenschrei-
berei? Deine Oper? Dein Studium von dem
ich in letzter Zeit verdammt wenig bemerkt
habe?“

Rübsam schneidet eine Grimasse.

„Du hattest ja auch reichlich zu tun, Peter.
Mit dem Examen und — auch sonst!“

Peter lacht.

„Na ja.“

„Also, nächste Woche steige ich selber rein.
Dah' bus weißt. Wenn ich Lust habe, kann ich
dann Gefanglehrer werden. Sm? Wer hat
dich, du schöner Wald' und Fuchs du hast die
Gans gestohlen' oder, Wenn ich ein Vöglein
wär' und solche Sachen könnte ich dann jahre-
lang den Schulkindern beibringen.“

„Berrüdt“, sagt Peter.

„Na ja, es ist jedenfalls 'ne Sicherheit. Aber
ich werde schon lieber beim Theater bleiben.“

„Nächste Woche also? Menschenkind!“

Rübsam nickt ihm vergnügt zu.

„Ich bleibe jedenfalls in unserer Manjarbe,
mein Lieber.“

„Neben nach seinem Gusto, Friß.“

Sie schluden eine Weile an ihrem Bier.

Dann sagt Rübsam plötzlich:

„Du, Peter, ich seh' natürlich ein, daß du bei
deinen Beziehungen, hm, jetzt etwas mehr
Komfort brauchst und so. Klar!“

„Ach?“ Peter macht eine wegwerfende Hand-
bewegung.

„Und nun, weiß du, ich habe ja nie gefragt,
es ging mich ja nichts an, nicht wahr? Aber
anders bist du doch geworden im letzten Jahr.
Was, was ist eigentlich mit der — der blonden
Lisel im Bruch gewesen? Jrgend etwas ist doch
da mal passiert. Ich bin nie in dich gedrungen,
aber ich meine, es ist doch nun schon eine lange
Weile her, wie?“

Peter starrt ins Glas.

Richtig! Genau erzählt hat er dem Musi-
kanten niemals.

„Und konntest dich damals so freuen auf das
Wiedersehen, weißt du noch?“ fährt Rübsam
fort. „Bloß vom Bruch hast du noch geschwätzt,
deiner alten Heimat. Na —“

„Ja, das mit der Lisel“, murmelt Peter
leicht hin und hat eine Falte in der Stirn. Aber
das merkt er wohl nicht.

Fortsetzung folgt



URHEBERRECHTSSCHUTZ: AUFWÄRTS-VERLAG G. M. B. H., BERLIN SW 68

Sein Gesicht hatte sich während des Sprechens ver-
ändert. Der harte Ausdruck war verschwunden, und die
Augen wurden die eines Träumers, sanfte Augen, die
eine Vision von Reichtum und Wohlstand vor sich sahen.
„Nein, Peter, unser zweites Hindernis ist nicht Seine
Majestät, es ist —“, er nickte nach dem Tisch hin — „das
ist es.“

Peter Storl nahm mit zitternden Fingern die kleine
Photographie von der Nadel der Cleopatra auf, die ihm
nahe zur Hand lag.

„Die Nadel?“ er atmete schwer.

„Die Nadel“, sagte Mentag. „Das ist unsere größte
Gefahr.“

„Wer was heißt das? Was hat das zu bedeuten?“

„Was es ist“ — Mentag wies auf die Photographie —
„weiß ich nicht. Aber was es bedeuten soll, glaube ich zu
verstehen.“

„Nun?“ fragte Storl in gedämpftem Flüsterton.

„Ich will's Ihnen sagen. Es bedeutet: Tod.“

Peter Storl befeuchtete seine trockenen Lippen mit der
Zungenpitze: „Aber warum? Von wem?“

Mentag zuckte die Achseln und lehnte seine Handflächen
nach außen. „Wer weiß?“ sagte er gelassen, und der
andere starrte ihn an.

„Dieser verummte Mann“, sagte Storl aufgebracht.

„Die Beschreibung von ihm paßt auch auf Sie. So sagt
sie wenigstens.“ Er wies mit dem Kopfe nach der ver-
schlossenen Tür und vermutlich auf das Mädchen im Büro
dahinter. „Hat sie recht oder nicht?“

Mentag' Augen trafen und hielten die seinen für eine
Bierstunde. „Peter“, sagte er dann, „es ist eine ganz
seltsame Geschichte. Sie können mir glauben oder nicht,
wie Sie wollen, aber ich schwöre bei allen meinen Hoff-
nungen und bei so vielen Göttern, wie Sie wünschen, daß
ich es Ihnen nicht sagen kann, weil ich es nicht weiß. Ich
habe diesen verummten Unbekannten niemals gesehen,
und ich bin es nicht. Haben Sie mich noch im Verdacht,
Kleiner?“

Peter Storl rutschte unruhig auf seinem Stuhl. Tat-
sächlich hatte er allerdings einen solchen unerfreulichen
Verdacht, aber er konnte angehtigt der Ablehnung des
andern nicht gut davon reden.

„Gut“, meinte er ein bißchen unsicher, „wenn Sie das
sagen, ist es so. Ihr Wort genügt mir. Und was ist nun
zu tun?“

„In Bezug auf das Mädchen?“ Mentag runzelte die
Stirn. „Wir müssen einen Ausweg finden, einen sicheren
Ausweg. Sie hat Freunde, die Alarm schlagen werden —
Cardigan, Rasing und andere. Wir dürfen nicht in die
Sache hineinkommen.“

Er zog seine Stirn nachdenklich in Falten. „Ich kann
es im Augenblick noch nicht sagen, Peter. Aber überlassen
Sie es mir.“ Er sprang plötzlich von der Sache ab, griff
herüber und nahm die kleine Photographie auf, die Storl
wieder auf den Schreibtisch zurückgelegt hatte. „Dies ist
die zweite, die Sie bekommen haben? Sm! Die erste ins
Geschäft, diese an Ihre Privatadresse. Nichts, was erken-
nen läßt, woher sie kommt, keine Notiz dabei, keine War-
nung irgendwelcher Art. Ah!“

„Nur soviel Warnung, wie das Ding selbst eine ist“ —
Storls Stimme zitterte leicht. „Andere haben ähnliche
Warnungen bekommen. Die sind —“

„Tot“, vollendete Mentag schnell. „Ja, sie sind gestor-
ben. Und der Tod, Peter, ist das einzige, was ich fürchte.“

Nicht der Tod an sich, aber so kurzerhand vom Leben ab-
geschnitten zu werden, bevor ich die Dinge, die ich vor-
haben, erleben kann.“

Er stand auf, als ob er gehen wollte, und reichte seinem
Genossen die Hand. „Wir fangen an zu fränkeln“, sagte
er. „Ich werde mich verabschieden, ehe ich Sie weiter an-
stede. Wie lange Zeit haben wir noch, ehe wir die Lage
der Quellen angehen müssen?“

„Etwas über eine Woche. Wenn wir es dann nicht
tun, wird es Auseinandersetzungen mit dem Kolonialamt
geben, und dann ist unsere ganze Arbeit für die Rache.“

„Sie soll nicht umsonst gewesen sein.“ Mentag' Stimme
klang sehr sicher. „Seien Sie tapfer, Peter.“

Er faßte des andern Hand wie in einen Schraubstock
und zog Peter ein bißchen vorwärts mit einer Gebärde,
die Storl nicht ganz verstand.

Mentag blieb, als er hinausgegangen war, an der Tür
stehen und winkte Barbara zu sich her. Sie kam wider-
willig. In ihren Gedanken war noch völlige Unklarheit
über das Wesen dieses Mannes; entweder war er selbst
der Vermummte oder einer, der ihm genau glich. Das
machte sie in seiner Gegenwart befangen und erfüllte sie
mit einer Furcht, deren sie sich nicht erwehren konnte.

„Mr. Storl steht nun zur Verfügung“, sagte er mit einer
gewissen Würde, und ohne ein weiteres Wort ging er
vorbei.

Barbara wußte nicht, ob das ein Wink sein sollte, daß
ihr Chef ihre Gegenwart verlangte, oder was sonst, und sie
stand einen Augenblick unschlüssig, was sie tun sollte.

Während sie noch nachdachte, hörte sie die Glocke auf
Storls Schreibtisch läuten. Gewöhnlich wurde sie kräftiger
geführt, diesmal war es kaum mehr als ein dünnes An-
schlagen des Tones, dem einen Moment später ein anderes
Geräusch folgte. Es klang beinahe, als sei die Glocke auf
den Boden herabgefallen.

Das war es, was sie zgern ließ, denn es konnte ja sehr
wohl sein, daß das Glockenschlagen nur ganz zufällig zu-
gefallen hatte. Sie hätte es nicht mehr
rungen können, wie sie sich in dieser Frage entscheiden haben
würde. Aber die Entscheidung blieb ihr nicht überlassen.

Zur guten Stunde

Der höhere Befehl / Von Hermann
Ulrich-Hannibal

Mit dem Häuflein seiner tapferen Streiter, das im Belagerungsheer vor Prag zu entbehren war, und mit der Armee des Herzogs von Bayern zog Friedrich der Große auf der alten Kaiserstraße von Prag ostwärts.

Es war der 17. Juni des Jahres 1757, seit der Schlacht bei Prag waren mehr als fünf Wochen vergangen. Mächtigtaufend Fußsoldaten und dreizehntausend Reiter folgten ihrem König. Mächtig strebten sie auf der Landstraße vorwärts. War es die Erinnerung an den mit zahlreichen Verlusten erkauften Sieg von Prag, oder der Verlust des Grafen Schwerin, dessen Tod die Vorbeeren des Sieges von Prag verwelken machte, was den Streiter die Siegeszuversicht nahm? Oder hatten sie sich durch den Ausspruch Nietens daß er das Unglück der Armee vor Augen sehe, einschüchtern lassen?

Aber die Entschlossenheit des königlichen Heerführers und sein eiserner Wille auszuführen; was sein Feldherr Bayern nicht wagte, pflanzten sich allmählich von einem Soldaten zum andern. Und als er um die Mittagzeit das weit überlegene österreichische Heer, das sich südlich der Kaiserstraße zwischen Planitz und Kolin in sicheren Schluchten und Hohlwegen und hinter jumpfgen Wäldern verschanzt hatte, in seiner Stellung erblickte, konnte er getrost den Mut fassen, den Angriff am nächsten Tage zu wagen.

So kam der Morgen des achtzehnten Juni heran. Friedrich der Große brach mit seinem Heere auf, um aus der Kaiserstraße zunächst weiter in der Richtung nach Kolin zu marschieren und sich einen Punkt zu suchen, der ihm einen Ueberblick über die feindlichen Stellungen gewährte.

Gegen zehn Uhr erreichte er das an der Straße gelegene Gasthaus zur goldenen Sonne, in das er sich mit seinen Offizieren zurückzog, denn die oberen Fenster des Wirtshauses führten auf das Stellungen- Gelände der Österreicher. Von dort blickte er südwärts: überlag das österreichische von Daun angeführte Heer, seinen schwachen rechten Flügel und den hinter Abhängen und in Schluchten verschanzten linken Flügel und arbeitete sich seinen Schlachtenplan so aus, daß seine Soldaten den rechten Flügel des Feindes umgehen, und ihn dann mit aller Macht von der Seite angreifen sollten, und daß später dann Prinz Moritz von Dessau, der die Hauptarmee führte, eingreifen sollte.

Nachdem die Soldaten sich einiger Ruhestunden erfreut hatten, begann um zwei Uhr der preussische Angriff. Zieten mit seinen Husaren begann das Gefecht. Mit dem Vortrab der Grenadiere fiel er dem Feind in die Flanke und konnte mit seinen Truppen trotz der scharfen Gegenwehr der weit überlegenen Feinde die Uebermacht an sich reihen, und allem Anschein nach hätte die Schlacht für die Preußen einen siegreichen Ausgang genommen, wenn der König nicht plötzlich seinen Schlachtenplan geändert hätte.

Der Prinz Moritz von Dessau sollte sofort mit seiner Infanterie entgegen der ursprünglichen Absicht von vorn auf die feindlichen Reihen losstürmen. Er war über diesen neuen Befehl sprachlos, machte seinen Herrscher dann darauf aufmerksam, in welche große Gefahr die Armee dadurch gestürzt werden würde, aber der König blieb bei seinem Befehl.

Einen Augenblick hing Moritz von Dessau seinen Gedanken nach. Wie konnte der König einen solchen Befehl erteilen? Er wiederholte seine Einwendungen, und als der König darauf nicht einzugehen schien, sagte er ihm kurz und scharf, daß er diesen Befehl nicht ausführen könne, ohne seine Pflicht zu verletzen und ohne die schwerste Verantwortung für seine Armee auf sich zu laden.

Im Gesicht des Königs flammte der Zorn auf. Wie konnte es einer seiner Heerführer wagen, sich während einer Schlacht seinen Befehlen zu widersetzen! Röchelnd vor Wut riß er seinen Degen aus der Scheide, ritt mit offener Klinge auf seinen Feldherrn los und fragte ihn drohend, ob er gehorchen wolle oder nicht.

Moritz von Dessau gehorchte und schickte seine Regimenter ins Feuer. Und es war, als wenn das Glück den König, obwohl er von seinem weise erwogenen Plan abgegangen war, nicht verlassen wollte. Der rechte Flügel der Österreicher kam ins Wanken, die Truppen Moritz von Dessaus gingen unaufhörlich vor, so sehr auch die Kanonengeläch trachten und Läden in ihre Reihen rißen, und es schien, als ob die Preußen in Kürze den Sieg davontragen würden.

Wütend und Bange sah Marschall Daun, wie sich das halb so starke preussische

Heer mit Siegeszuversicht gegen seine Armee wälzte, seinen rechten Flügel schon ins Wanken gebracht und das Dorf Kretschschot eingenommen hatte. Die Niederlage schien ihm unvermeidlich. So tapfer sich auch seine Truppen verteidigten unermüdlich drangen die Preußen, Tod und Schrecken verbreitend, in die Reihen der Österreicher.

Der Marschall war am Verzweifeln. Die Schlacht währte erst zwei Stunden und schon sollte sich das Schicksal seiner Armee entschieden haben? Vor ihm lag das Kampffeld. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als es sofort zu räumen, um nicht unnötig große Verluste zu erleiden.

Ein gebrochener Mann, schrieb er, während der königliche preussische Heerführer am Fenster des Wirtshauses auf der hochgelegenen Landstraße stand und den Todesmut und die Zuchtlosigkeit seiner Soldaten sah, mit Bleistift auf einen Zettel den Befehl zum Rückzug, und ließ ihn durch seine Armee laufen.

Während die hinteren Reihen der österreichischen Streiter, dem Befehl zufolge, sich zum Rückzug ansetzten, griff der österreichische Oberstleutnant von Bentendorf mit seinen sächsischen Dragonern in die Reihen des erschütterten preussischen Fußvolkes ein, andere Reiterregimenter folgten seinem Beispiel. Zur gleichen Zeit hatte sich der preussische General Manstein gegen den ausdrücklichen Befehl seines Königs in ein Gefecht eingelassen, das seinen Truppen Tod und Verderben brachte. Und so schien es, als wenn sich das Glück plötzlich auf die Seite der österreichischen Streiter legen wollte.

Der Befehlzettel des Marschalls Daun aber wanderte unermüdlich von einem österreichischen Soldaten zum andern, allen den Befehl zum Rückzug zu geben. Mancher mutlose Soldat war froh, den Kampf einstellen und das Schlachtfeld verlassen zu können.

So kam der Zettel an einen österreichischen Offizier. Er las die Anordnung seines Heerführers zum Rückzug. Es war seine Pflicht, sofort danach zu handeln und den Zettel weiter zu geben. Denn, Befehl ist Befehl, das wußte er.

Aber dieser Offizier hatte zwei klare Augen; es erschien ihm widersinnig, in einem Augenblick das Schlachtfeld zu verlassen und den Rückzug anzutreten, wo der Oberstleutnant von Bentendorf mit seinen Dragonern, verfolgt von anderen Reiterregimentern, verderbenbringend in die Reihen der preussischen Streiter ritt.

Seine Augen glitten abermals auf den Zettel, es war die Schrift seines Marschalls, der sofortige Befehl zum Rückzug. Wieder warf er den Blick auf das Schlachtfeld, das Glid schien die Preußen verlassen zu haben. Er wußte, daß er die Pflicht hatte, dem Befehl sofort Folge zu leisten.

Er sträubte sich dagegen, steckte den Zettel in seine Rocktasche und ließ den Befehl verwinden. Er wollte die Verantwortung für den Ausgang der Schlacht übernehmen. Seinem klaren Menschenverstand zufolge stand der Sieg der Österreicher nicht mehr in Zweifel. Warum sollte er sich da nicht einem Befehl widersetzen, einen Befehl unterschlagen, der das Gegenteil des zu erwartenden glücklichen Ausgangs herbeiführen würde.

Immer mehr legte sich der Sieg auf die Seite der Österreicher. Die Preußen leisteten verzweifelt Widerstand. Als aber alle Gegenwehr zwatlos erschien, wandten sie sich zur Flucht. Friedrich der Große rief die Flüchtigen wieder zusammen, um den Angriff noch einmal zu wagen. Seine Befehle waren Bitten geworden. Nichts half. Unter klingendem Spiel führte er gegen eine feindliche Batterie, aber nur vierzig Mann folgten ihm. Und als er in die Reichweite der feindlichen Kugeln kam, folgten ihm nur noch seine Adjutanten. Er sah es erst, als sie ihn fragten: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“

Da hielt er sein Pferd an, richtete das Fernrohr auf die feindliche Batterie, deren Kugeln zu seinen Seiten niederprasselten, verließ stumm das Schlachtfeld und gab den Befehl zum Rückzug.

Der Marschall Daun war über den unermuteten siegreichen Ausgang der Schlacht so erzeut, daß er nicht daran dachte, seine Gegner zu verfolgen.

Der Sommerabend brach herein, ein schöner Abend, wie immer um die Zeit der Sommerjournenwende. Das durch große Verluste zusammengekrumpfte Heer Friedrichs des Großen zog nach Norden, dem Dorfe Nimburg entgegen. Als der König Halt machte, um sein Pferd zu tränken, trat ein alter verwundeter Kavallerist zu ihm heran, reichte ihm in seinem Helm einen frischen Trunk und sprach: „Trink zu Majestät doch, und laß Bataille Bataille sein! Es ist nur gut, daß Sie leben, unser Herrgott lebt gewiß, der kann uns schon wieder Sieg geben.“

Als die Offiziere seines Gefolges in Nimburg wieder zu ihm stießen, sah der preussische Landesheer auf einer Brunnenthöhe und zeichnete mit seinem Stod Figuren in den Sand, auf die er starr hinabsah. Und als er dann den Rest seiner Garde sah, traten ihm Tränen in die Augen: „Kinder, Ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt.“ Sie fragten ihn, daß sie falsch geführt worden waren. „Nun, habt nur Geduld“, fuhr er fort, „ich werde alles wieder gut machen.“

Er hatte die erste Schlacht verloren. Der Ungehorsam eines österreichischen Offiziers hatte ihm den Sieg entzogen. Ein unausgeführter Befehl hatte die Wendung gebracht; nicht der österreichische Feldherr, ein einfacher Offizier hatte die Schlacht entschieden.

Die Verspätung

Die Fernstraße wird ausgebaut. Es ist dringend eilig. Die Betriebs-Verwaltungs- direktion hat Nachsicht angeordnet. Kolonne C arbeitet bei Scheinwerferlicht.

Immer, wenn kurz vor Mitternacht das Horn des Wächters ertönt und das Herannahen des Nacht-D-Zuges verkündet, muß die Streckenarbeiter-Kolonne den Schienenstrang verlassen.

Unter den Leuten ist einer, den sie Hannes nennen. Er ist mittelgroß, hager. Er hat Augen so trübe und grau wie die Farbe des Regenhimmels, er hat struppig-blondes Haar wie die Farbe des Flaches. Er schuftet verbissener als die anderen. „Um das tägliche Brot“ heißt es, „um die Miete und vor allem um die Kinder.“ Hannes Hansen hat keine Sorgen.

Aber neben diesen Sorgen hat Hansen noch andere Kümernisse. Er hat selbst Schuld daran. Er ist ein Träumer, der sich gleichende Lustschlösser baut und der es schöner haben möchte, als er nun einmal hat. Und jedesmal, wenn der Nacht-D-Zug über die Gleise rast, als sei er noch längst nicht schnell genug, überkommt Hansen ein neidisches Gefühl auf die, die drinnen sitzen.

In der zweiten Septemberwoche sind die Arbeiten fast bis zum Ankerpunkt vorge-schritten, das die offene Strecke beherrscht. „Gott sei Dank!“ sagen die Leute der Kolonne C. Nur noch einige Tage, dann ist die Nachtarbeit beendet. Es ist nicht schön, wenn sie nachts arbeiten und den Tag verschlafen.

Der einzige, dem die ablaufende Nachtsicht leid wird, ist Hannes Hansen. Er merkt nicht, woran es liegt. Doch die Dunkelheit, das gleichförmige Gleiten der Stunden und die kurze Unterbrechung,

wenn der Nacht-D-Zug an der Kolonne vorbeibraust, haben es ihm angetan. Alles das paßt zu seinem Wesen. Er vermag intensiver zu träumen.

Hannes ist schon still und grübelnd von Hause fortgefahren. Er mußte an den Nacht-D-Zug und an sein eigenes, eng begrenztes Leben denken. — Rann nicht auch er hinausgleiten aus dem Scheinwerferlicht, aus dem Kreis der Streckenarbeiter-Kolonne? Rann er nicht einer der feinen Herrn sein, die hinüberfahren zur fernen Stadt?

Aus der Ferne tönt das Horn des Wächters. Ingrimmig wirft Hansen die Bide zu Boden. Fast möchte er stehen bleiben zwischen den Schienen, um den Zug zum Stehen zu bringen. Aber was schert das die Leute, die drinnen sitzen? Vielleicht würde der Lokomotivführer halten, vielleicht würde er ihn übersehen und hinüberbrausen über das winzige Schicksal, das sich vollenden würde.

Hansen tritt auch zur Seite. Er ist der letzte.

Die Arbeiter warten. Deutlich sehen sie die blinkenden Lichter. — Es dauert lange, heute nur langsam kommt der Zug näher. Er gleitet in das Licht der Scheinwerfer, stampft noch ein paar mal in den Kolben der Lokomotive, pfeift zischenden Dampf aus dem Ventil, quietscht und knirscht in den Achsen. Der Zug steht. Das Signal ist nicht gezogen, die Strecke ist gesperrt.

In Hannes steigt ein Gefühl der Schadenfreude auf. Also auch die, die drinnen sitzen, müssen einmal warten, müssen beiseite treten vor dem Willen anderer, größerer, die das Signal auf „Halt“ gelassen haben?

Die Reisenden, die sich im Zug befinden,

sind an die Fenster getreten. Man fragt, warum der Zug hält, ob es mit den Arbeiten auf der Strecke zusammenhängt. — Nein? — Keiner weiß es.

Fast eine Viertelstunde wartet der Zug. Die Reisenden und Arbeiter scherzen miteinander. Sie machen derbe, mitunter grobe Späße. Hin und her fliegen die Worte. Es gibt keine Klust zwischen diesen Menschen. — Nur Hannes Hansen steht stumm. Sein Blick lauert zu dem feinen Herrn hinauf, der gerade über ihm aus einem Fenster der zweiten Klasse blickt.

Die Schadenfreude in Hansen ist längst gewichen. Er hat vergessen, daß der Zug steht. Er kennt nur noch Groll und Haß auf den, der seiner Meinung nach einen ganzen Stand vertritt. Er möchte zugleich selbst dieser eine sein. Er möchte in den weichen Polstern der zweiten Klasse sitzen und fernem Freuden entgegenzusehen. Daß jene anderen sicher auch mit dem Gesicht zu kämpfen haben, das kommt ihm nicht in den Sinn.

Auf der Strecke muß etwas nicht in Ordnung sein. Eine Dreiviertelstunde ist bereits vergangen. Der Nacht-D-Zug steht noch immer. Endlich klappern vorn die Drähte des Signals. Der Arm, der die Strecke frei gibt, schwingt nach oben. Die Lokomotive lebt fröhlich auf, Kuppelung auf Kuppelung ruden einander, die Wagen rollen. Man ruft sich noch ein paar kurze Worte zu, ein Scherz, ein Lachen verflingt. Hannes Hansen wirft einen letzten hagerfüllten Blick auf den Fremden, der das Abteilfenster in der zweiten Klasse schließt. Die Räder stoßen schneller und schneller, leiser und leiser gegen die Schienenanfänge. Kolonne C tritt in das Geleis. Morgen werden die Arbeiter den Nacht-D-Zug zum letzten Mal vorbeifahren sehen. Morgen ist die Nachtsicht beendet.

Das grelle Licht der Scheinwerfer verbläht im aufkommenden Tag. Der Güterzug scheint Verspätung zu haben. Die Ab-schlösung kommt. Kolonne C tritt den Heimweg an.

Auch Hannes Hansen steigt auf sein Rad und fährt den schmalen Feldweg entlang. Vor sich sieht er im Nebel, der aus den Wäldern steigt, das Bild jenes Fremden. Hansens Groll hat sich tiefer getroffen. Er hätte diesen Fremden würgen können.

Wie Hannes nach Hause gekommen ist, weiß er nicht. Wie er dann doch nach langem Grübeln Schlaf gefunden hat, weiß er ebenfalls nicht. Er träumt davon, wie er, Hannes Hansen, jenen Fremden kaltblütig mordet, wie er sich dessen Kleider überzieht, wie er in den Nacht-D-Zug steigt, und wie er, Hannes Hansen, am Fenster steht und zu dem armen Streckenarbeiter hinabschaut, der zur Seite treten muß. Dann ruht der Zug wieder an und rollt in die Nacht hinaus.

Lange Zeit hört der Träumende nur das gleichmäßige Schlagen der Räder, das Vorüberbrausen der Landschaft. Dann überfällt ihn jäh und furchterlich ein schredliches Gefühl. Hannes Hansen erwacht. Schweißgebadet liegt er eine Weile mit weit geöffneten Augen. Endlich blickt er zur Uhr. Es geht auf Mittag. Schmerzfällig erhebt er sich. Wie Blei liegt es in seinen Gliedern. Teufel noch eins, was ist ihm nur, was hat er geträumt?

Hannes Hansen geht zu seiner Frau in die Küche hinaus. Die sieht am Fenster und liest in der Zeitung. „Mahlzeit“, sagt er kurz und setzt sich an den Tisch. Er hat Hunger. „Ist das Essen fertig?“ fragt er.

Seine Frau nickt. Während sie sich am Herd zu schaffen macht, fragt sie kurz: „Hannes, hast du heute Nacht etwas am D-Zug bemerkt?“

„Ni-so? Was ist?“

„Ach, frage, Hannes, weil die Zeitung über ein großes Unglück berichtet.“

Hannes reißt das Blatt vom Tisch und liest die ersten fettgedruckten Zeilen: „Der fahrplanmäßig um 23 Uhr 27 Minuten aus B. abfahrende Nacht-D-Zug hatte durch das Haltsignal nahe der Bahnhofs- bühde 72 über eine Dreiviertelstunde Verspätung. Kurz hinter dem kleinen Orte R. badh ereignete sich dann das schredliche Unglück, dem die meisten Mitreisenden zum Opfer fielen. Da der Lokomotivführer die Verspätung aufhellen wollte, hatte der Zug eine rasende Geschwindigkeit, als er auf einer Weiche entgleiste. Die Lokomotive und die ersten fünf Wagen stürzten die Böschung hinab. Die Wagen zweiter Klasse bilden einen einzigen Trümmerhaufen. Die Zahl der Toten beläuft sich auf ungefähr 37 Personen. Die Schuldfrage ist noch nicht vollends geklärt.“

Hannes Hansen ist still geworden. Er blickt auf die Zeilen, die vor seinen Augen zu tanzen beginnen. Dann erinnert er sich, daß er selbst in diesem Zuge sitzen wollte und daß der andere nicht mehr lebt. Hansen beareißt, daß es ein Schicksal gibt, und daß dieses Schicksal mächtiger und stärker ist als Rumm und Wille des Menschen. Das Schicksal wollte den frühen Tod des Fremden und das Leben des Streckenarbeiters Hansen. Mit solchen Fingern legt Hannes die Zeitung beiseite.

K. Stein

Deutschland - in Berlin erlebt

Was die Ausstellung „Deutschland“ zeigen wird: Gutenbergbibel, Bamberger Reiter, Reichsautobahn . . .

Draußen am Rande der brodelnden Großstadt Berlin dehnen sich über Tausende von Quadratmetern in der brennenden Sonne die Ausstellungshallen am Kaiserdamm. Binnen kurzem ist die Ausstellung „Die deutsche Gemeinde“ zu Ende . . . bald darauf sind die Hallen leer, und dann werden Tausende von Arbeitern wochenlang in drei Schichten zu tun haben, bis endlich am 17. Juli die größte und schönste deutsche Ausstellung in die traditionellen Räume eingezogen sein wird. Einen Tag später wird die Ausstellung „Deutschland“ eröffnet.

Der Plan zu dieser Olympiastellung stammt von Dr. Gebhardt, dem wissenschaftlichen Sachberater des Berliner Messeamtes. Ihn suchten wir auf: „Deutschland in einer Ausstellung zu erfassen, ist unmöglich“, meint Dr. Gebhardt, „denn wer möchte das pulsierende Leben, das tausendgestaltig den Raum des Reiches erfüllt, durch tote Materie wiedergeben können? Diese Ausstellung soll ein Querschnitt sein; wir wollen den Ausländern zeigen, was wir schaffen und leisten, wollen die politischen, landwirtschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Hintergründe unseres Völkens klarlegen, gleichsam ein Denkmal deutscher Kultur und deutschen Lebenswillens setzen. Diese Ausstellung wird einen Rechenabschnitt geben, und nicht nur die Ausländer, auch Deutsche werden nachdenklich und gepackt die Hallen verlassen.“

Dem deutschen Genius gewidmet

Der mächtigste Auslast wird die architektonisch wirkungsvoll gestaltete Ehrenhalle sein, die den kulturellen Teil der Schau birgt. Der Schlusstraum dieser Halle ist dem deutschen Genius gewidmet. Zum erstenmal wird hier öffentlich die größte Kostbarkeit unserer Literatur, die Gutenberg-Bibel, ausgestellt. Den Raum aber beherrschen die in dreifacher Lebensgröße von Prof. Schari, Düsseldorf, aus Eisen gefertigten Büsten von Kant, Beethoven und Goethe.

Noch nie gezeigte Dinge werden wir in der Abteilung „Technik und Wissenschaft“ schauen. In einem aufgebauten Müncheberger Gewächshaus bekommen wir Einblick in die Arbeiten der Züchtung der für unsere Volkswirtschaft hoch bedeutsamen bitterkoffreien und ölhaltigen Lupine, des nikotinreichen Tabaks, der gegen Malaria widerstandsfähigen Weinrebe sowie einer Kreuzung von Roggen und Weizen. Wenn wir so durch die einzelnen Laboratorien schreiten, uns die Lichtbilder anschauen oder verstehen lernen, wie man Metall mit Röntgenstrahlen untersucht, berühren unsere Füße einen Boden, der vollständig mit einem Teppich aus dem neuen deutschen künstlichen Kautschuk bedeckt ist.

Mitten im Kulturraum aber wird man das einzigartige, 70 Pfund schwere, auf Pergament handgeschriebene Buch „Mein Kampf“, das Gesicht der deutschen Beamtenchaft an den Führer, bewundern können.

Das sind Sehenswürdigkeiten!

Den weitaus größten Teil der Ausstellung nimmt die Schau „Deutsche Sehenswürdigkeiten“ ein. 250 Kubikmeter Sand mußten ausgeschachtet werden, um die reliefartig geschaffene Reichsautobahnkarte von Deutschland würdig zu platzieren. Diese im Umfang 10 mal 12 Meter vom Arbeitsdienst hergestellte Musterarbeit muß nämlich 2 Meter tief liegen, will man alles überblicken. Wieder wird unser Auge abgelenkt zu einem 20 Meter langen und 5 Meter breiten Großmodell einer Reichsautobahnstrecke mit verschiedenen Kreuzungen, Brücken, Auffahrtsrampen usw. Gerade an dieser Stelle wird man fach- und sprachkundige Erklärer vorfinden, die selbstverständlich die Ausländer den nach 1933 geschaffenen Neuerungen größtes Interesse entgegenbringen werden.

Vom Osten über die Hansestädte, Norddeutschland, Mitteldeutschland, Westdeutschland nach Süddeutschland wird das ganze Reich zwar in gedrängter, aber doch in anschaulicher und vor allen Dingen in schöner Form dem Besucher vor Augen geführt. Neben Modellen, Großfotos und Diagrammen werden Meisterwerke des kulturellen Schaffens der Technik und der Kunst aus jedem deutschen Gau vertreten sein.

Von Goethes Reisewagen bis zur Schnellzug-Lokomotive

Natur und Kultur werden zusammenhängen in der großen Sinfonie „Deutschland“. Thülingen wird den Reisewagen Goethes mitbringen, die Rheinlande zeigen u. a. Deutschlands mächtigsten Strom von Heidelberg bis zur holländischen Grenze, sogar der Marburger Elisabethkirche, dieser kostbare Kulturbauwerk, kann betrachtet werden. Wir sehen im Modell den Dom von Brandenburg, das 6 Meter hohe modellierte Knochenhaueramtshaus aus Silbesheim, das alte Nürnberg, das Gellert-Trajekt, das arbeitende Modell des Schiffshebewerkes Niederfinow, einen Originalabguss des Bamberger Reiters, und als überwältigenden Abschluß ein eigens für diese Schau hergestelltes Modell der deutschen Alpen in enormen Ausmaßen. Das neue, schönere, aufblühende Berlin, das Schaufenster des Deutschen Reiches,

wird als Herz des deutschen Wirtschaftslebens besonders instruktiv vertreten sein. Die Olympische Kunstausstellung bildet in einer 4500 Quadratmeter großen Halle den Beschluß.

Der „Adler“ unter Dampf

Nach den starken Erlebnissen in den Hallen findet der Besucher Erholung in einem großen prächtigen Garten, der neu angelegt wird. Hier finden große Konzerte, Tanz und artistische Veranstaltungen statt. Bei Einbruch der Dunkelheit werden die Ergebnisse der sportlichen Ereignisse von den Olympischen Spielen auf dem Reichssportfeld durch Großprojektionen in den Riesenterrassengarten der Ausstellung übertragen, so

daß alle die, die den sportlichen Darbietungen auf dem Reichssportfeld selbst nicht beiwohnen konnten, Gelegenheit haben, die Kämpfe im Großfilm zu erleben.

Den Besucher erwartet auf dem Freigelände noch eine besondere Überraschung. Hier wird die Nürnberg-Fürther Eisenbahn von 1835, der erste deutsche Eisenbahnzug, zur Benutzung für die Ausstellungsbesucher bereit stehen. Die Lokomotive „Adler“ aus Nürnberg wird mit ihren postkutschenförmigen Wagen von 1835 auf normalspurigem Gleis verkehren.

Die Kunst der Beschränkung

„Sehen Sie, es ist nicht so schwer, eine noch so große Ausstellung aufzusuchen“, meint Presseschef Kaul, „aber das Problem war, sich zu beschränken, um den Besucher bei der sommerlichen Hitze nicht zu ermüden und ihm trotzdem ein getreues Bild vom neuen schaffenden Deutschland zu vermitteln. Das Problem werden wir lösen.“ Noch einmal werfe ich beim Hinausgehen ein

nen Blick auf das künstlerisch gestaltete Werk der Ausstellung, das in vier Sprachen allen Nationen zugänglich gemacht wurde. „Deutschland“, der die Reichsausstellung „Deutschland“ aufmerksam durchwandert, hat zwar nicht Deutschland selbst gesehen, aber er bekommt einen Ueberblick über seine Grundbestandteile und Grundkräfte, einen tiefen Eindruck von der Größe und Erhabenheit, von seinem Gestaltenreichtum und seiner Tiefe, wie er ihn umfassender, plastischer und lebendiger anders gar nicht bekommen kann. Er findet die großen Linien des Weltens und der Gestalten und die feineren Züge des Antlitzes und der deutschen Volksseele.

Unsere Gäste aus dem Ausland werden durch unsere schöne Heimat und durch diese Schau gehen und Zeugen sein des Aufbaues und der Einheit des unermüdbaren Arbeits- und Friedenswillens der jungen nationalsozialistischen Nation, die durch ihren Führer Adolf Hitler eine neue Seele erhält.

Auto ist wichtiger als Perlenschmuck

Ueberraschende Baisse am Perlenmarkt — Japanische Perlenfarmen werden stillgelegt

Der japanische Perlenkönig Kokichi Mikimoto mußte eine Reihe seiner Perlenfarmen schließen, weil die Vorliebe der internationalen Käufer von Perlen nachgelassen hat und auch die Preise der gezeigten Perlen sich erheblich verringert haben.

Die Japan-Perlen sind, so paradox es auch erscheinen mag, künstlich, aber dennoch echt. Selbstverständlich gibt es auch in Japan inoffiziell echte Perlen, als sie naturgewachsen sind. Man kann aber Perlen kaufen, die künstlich sind, jedoch als echte Perlen verkauft werden dürfen. An sich ist die Idee, auf künstliche Weise echte Perlen herzustellen, viele Jahrhunderte alt. Aber erst der neuesten Zeit blieb es vorbehalten, die Kunst künstlicher Perlen aus dem Stadium der Versuche in den Betrieb regelrecht Perlenfarmen zu überführen.

Der Vater der künstlichen japanischen Perle ist der Universitätsprofessor Mikimoto in Tokio. Auf seine Veranlassung nahm der Getreidehändler Kokichi Mikimoto Versuche im Großen auf. Er legte in den Meeresbuchten von Ago und Gotoh regelrechte Perlenfarmen an, mit dem Erfolg, daß er nach einiger Zeit der größte Perlenhändler der Welt und einer der reichsten Leute Japans wurde. Selbstverständlich wurde der „Perlenkönig“ entsprechend seiner Bedeutung für das Wirtschaftsleben Japans auch Mitglied des japanischen Oberhauses.

Das „Geheimnis“ der Herstellung künstlicher Perlen ist heute kein Geheimnis mehr. Mikimoto hat selbst darüber Schriften veröffentlicht. Er ging bei seinen Anfangsversuchen davon aus, daß die früheren Verfahren, einfach einen Fremdkörper in die Perlmuschel einzuführen, schon deshalb erfolglos blieben mußten, weil im besten Fall Halbperlen erzielt wurden. Er führte deshalb auf seinen Perlenfarmen das Uebertragungsverfahren ein. Von einer lebenden Muschel wird die äußere Mantelhaut abgezogen. Sie bildet dann die Hülle für ein Stückchen Perlmutter. Die Haut wird wie ein kleines Säckchen abgehoben und das Ganze dann dem Mantel einer anderen Muschel aufgesteckt. Nur auf diese Weise sind schöne und runde Ganzperlen erzielbar. Freilich hat die Geschädigte einen Schaden. Proven kann nämlich frühestens im vierten Lebensjahr der Muschel vor sich gehen. Da sie in der Regel höchstens acht bis zehn Jahre alt wird, nimmt man nun größere Stücke Perlmutter, um möglichst große Perlen zu erzeugen. Dadurch kommt es, daß diese Japanperlen einen viel umfangreicheren Kern haben als die echten. Außerdem ist zwischen Kern und Schale ein Hohlraum entstanden. Diesen Hohlraum haben die echten Perlen nicht. Sie besitzen auch Jahresringe, die

die Mikimoto-Perlen nicht aufzuweisen haben. Dennoch haben die japanischen Perlen binnen verhältnismäßig kurzer Zeit sich den Perlenmarkt der Welt erobert. Selbstverständlich hielt die wirklich echten Perlen nach wie vor die Preise, aber da die künstlich erzeugten Perlen der echten haargenau gleichen und nur von Fachkennern zu unterscheiden waren, erlaubten sie sich größter Beliebtheit. Der Wert der Perle richtet sich nach dem sogenannten Luster, dem eigenartigen Seidenschimmer, den wiederzugeben die ganze Kunst der Nachahmung erforderlich ist. Die echten Perlen bilden eine feste Kugel, doch kennt man auch halbe Stücke, die sogenannten Antillen-Perlen und Perlen in tropfenförmigen Formen (Barock-Perlen), die besonders für Anhänger und Ohrringe verwendet werden. Im Allgemeinen erreichen die Japan-Perlen Kaufpreise, die um ein Drittel niedriger gelegen sind als die für echte Perlen.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß

auch in Deutschland, vor allem in Borsheim und in Lauscha in Thür., künstliche Perlen erzeugt werden. Ihre genaue Zusammenfassung ist Geschäftsgeheimnis. Hinsichtlich des Glanzes und der Haltbarkeit sind die deutschen Perlen zweifellos ausgezeichnet. In den letzten Jahren hat der Absatz deutscher Perlen einen bemerkenswerten Aufschwung genommen.

Warum hat nun die Nachfrage nach japanischen Perlen nachgelassen? Der Mißerfolg am Perlenmarkt muß außerordentlich groß gewesen sein, denn sonst hätte sich der japanische Perlenkönig zweifellos nicht zu einer derartig einschneidenden Maßnahme wie die Schließung einiger Perlenfarmen entschlossen. Was jetzt noch in Japan an künstlichen Perlen erzeugt wird, soll ausreichen, um den Bedarf am Weltmarkt zu decken. Londoner Juwelenhändler behaupten, daß die Kaufkraft für Juwelen und Perlen ganz allgemein im Schwinden begriffen sei, weil die Menschen von heute mehr Wert auf praktische Dinge legen als auf Schmuck. Wer sich früher ein Perlenhalsband leistete, kauft sich heute lieber einen Wagen oder einen Rundfunkapparat oder noch besser, er baut sich ein kleines Haus. Der Technologe unserer Zeit hat also auch die Perle einen Tribut zahlen müssen.

Der reichste Scheich der Welt

Handel und Politik — Englische Kanonenboote sichern Persischerflotte

Der Scheich von Bahrein ist zur Zeit die berühmteste Persönlichkeit in London. Man schleppt ihn von einer Veranstaltung zur anderen. Man führt ihn und seine beiden Söhne durch alle Sehenswürdigkeiten Englands. Man wird ihm ein paar Orden verleihen, ein paar Titel geben, ihn vielleicht noch ehrenhalber zum Kommandanten irgendeines Regiments ernennen. Aber mit derartigen Neuheerlichkeiten erschöpft sich das Besuchsprogramm des Scheichs von Bahrein keineswegs. Sein Herrschaftsgebiet, einige Inseln im Persischen Meerbusen, sind für England seit einigen Jahren unheimlich wichtig geworden. Man wird also die schon bestehenden Rückversicherungsverträge noch weiter ausbauen und durch ergänzende Bestimmungen enger und enger ziehen. Schließlich beherrschen jene Inseln einen großen Teil des ganzen Persischen Meerbusens und bilden gewissermaßen die Eingangsflur nach Persien einerseits und nach Arabien in seiner östlichen Hälfte andererseits.

Der Scheich von Bahrein hätte es nicht nötig, sich in derartig verwidelte politische Dinge einzumischen. Man nennt ihn einen der reichsten Männer der Welt, jedenfalls den reichsten Scheich der Erde. Daß ist eine übertriebene Behauptung. Denn den Titel „Scheich der 100 Mil-

lionen Perlen“ verdient dank der Tatsache, daß er über die größte Perlenammlung der Welt verfügt.

Auch als vor fünf oder sechs Jahren die Konjunktur in Perlen plötzlich stark nachließ, auf dem Weltmarkt, hielt er seine gesamte Flotte — fast 300 Schiffe — dauernd in Betrieb. Er war schließlich reich genug, trotzdem die Löhne auszubahlen und für ein paar Jahre die Perlen zu stapeln. Er kam auch zuerst auf die gute Idee, die schwarzen Perlen, die man früher für vollkommen wertlos hielt, zurückzubringen und eines Tages mit ihnen den Weltmarkt zu überraschen.

Wenn er nun mit den Engländern einige Verträge schließt und ihnen den Bau von Befestigungen auf den Bahrein-Inseln sowie die Bohrung nach weiteren Oelquellen gestattet, dann verlangt er von den Engländern allerdings ein Gegenstück. Sie müssen nämlich immer ein paar schnelle Zerstörer oder Kanonenboote irgendwo in der Persischen Bucht bereitstellen. Mehr als einmal ist es nämlich vorgekommen, daß Persischerboote, die mit reichem Beute heimkehrten, von Piraten überfallen und ausgeplündert wurden. Derartige Verluste kann sich auf die Dauer nicht einmal der Herr der 100 Millionen leisten. Deshalb sah er sich nach einem Schutz um und fand ihn in England.

Die Gans im Skizzenbuch

Luftige Anekdoten um große Künstler

Diplomatie

Im Jahre 1873 bot ein Berliner Theateragent dem bekannten französischen Dramatiker Alexandre Dumas, Sohn, 8000 Mark, wenn er ihm sein neuestes Schauspiel „Claude's Frau“ zur Aufführung in Berlin überlasse. Dumas antwortete: „Mein Herr, Ihre Bedingungen für mein Stück genügen mir nicht. Ich will das Glatte.“ Der Theateragent antwortete ihm umgehend: „Wegen einer solchen Vergütung für Ihr Stück müssen Sie sich mit Bismarck in Verbindung setzen.“

Die Kreuze

Richard Wagner erhielt häufig Arbeiten junger Komponisten zur Begutachtung vorgelegt. So erhielt er eines Tages das Erstlingswerk eines hoffnungsvollen Jünglings mit der Bitte, etwaige Fehler anzukreuzen. Die Arbeit kam ohne ein einziges Kreuz zurück. Erstent eilte der Jüngling zu Wagner: „Berehrter Meister, war meine Arbeit denn wirklich fehlerfrei?“ — „Das gerade nicht“, meinte Wagner, „aber ich wollte aus Ihrem Manuskript keinen Fieberhof machen.“

Die Gans

Adolf von Menzel sah an einem schönen Sommertage in einem schattigen Gartenlokal vor den Toren Berlins. Vor ihm lag das unentbehrliche Skizzenbuch. Nicht weit von ihm, in entbehrlieher Richtung, hatte sich ein junges Mädchen niedergelassen, das sich vor Vornehmheit gar nicht zu lassen wußte. Menzel begann zu

zeichnen, blinnte ab und zu hoch, zeichnete weiter. Plötzlich stand der Herr vom Nebentisch vor ihm: „Mein Herr, die Dame in meiner Gesellschaft verbitte sich, von Ihnen gezeichnet zu werden.“ — Menzel schaute ganz erstaunt auf, hielt dem stürmischen Herrn sein Skizzenbuch unter die Nase und fragte arglos: „Ist das vielleicht Ihre Dame?“ — Der Herr schob mit feuerrotem Kopf an seinen Tisch zurück. Menzels Stütze zeigte eine . . . fette Gans.

Auch eine Kritik

Jean Baptiste Racine, Frankreichs großer Dramatiker, sollte einmal ein Urteil über ein von dem selbstgefalligen Ludwig 14. verfaßtes Gedicht abgeben. Das Geistesprodukt des „Sonnenkönigs“ war allerdings unter aller Kanone. Um sich aber die Gunst des laurischen Herrschers nicht zu vercherzen, sagte Racine sein Urteil dahin zusammen: „Sire, Ihnen ist nichts unmöglich. Sie haben ein schlechtes Gedicht machen wollen und das ist Ihnen vollkommener gelungen.“

Ein Unterschied

Als Mark Twain noch Samuel Clemens und ein kleiner Junge war, mußte ihn eines Tages sein Vater wegen einer Ungezogenheit züchtigen und verabschiedete ihn eine Tracht Prügel auf den Hofenboden. Nach Beendigung der schmerzhaften Exekution wandte sich der Vater an seinen Sohn: „Glaube mir, Junge, wenn ich dich züchtigen muß, so tut mir das ebenso weh wie dir, vielleicht noch mehr.“ — „Mag sein“, antwortete der Kleine, „aber nicht an der gleichen Stelle.“

Begegnung

Moritz von Schwind, der bekannte Wiener Malerpoet, war ein ebenso leidenschaftlicher wie schlechter Jäger. Als er einmal bei einem befreundeten Gutsbesitzer zur Jagd geladen war, begegnete ihm auf einem Spaziergang durch die Felder ein Gutsarbeiter, der bei größeren Jagden auch als Treiber Verwendung fand. Da Schwind das Gesicht des Mannes bekannt vorfam, wandte er sich an diesen: „Sagen Sie mal, Sie kommen mir so bekannt vor, wo habe ich Sie schon einmal getroffen?“ — „Hier“, war die Antwort des Treibers, wobei er sich bescheidend mit der Hand über einen gewissen Körperteil fuhr.

Die Bittentarte

So peinlich genau Beethoven in allen Dingen war, die sein Schaffen, vor allem aber seine Finanzen, angingen, so gleichgültig war er, vor allem in den letzten Jahren, gegenüber seinen häuslichen Verhältnissen. Als ihn einmal ein Freund aufsuchte, ohne Beethovens Arbeitszimmer, um die Rückkehr des Künstlers abzuwarten. Überall lag Staub auf den Möbeln, weil Beethoven wieder mal eine Haushälterin vor die Tür gesetzt hatte. Peinlich berührt schrieb der Freund in den auf dem Flügel ruhenden Staub: „Schwein“ und ging, als ihm das Wort zu lange wurde. Anderen Tages wiederholte er seinen Besuch und traf diesmal den Künstler an. „Ich war schon gestern hier“, wandte er sich an Beethoven und erhielt die Antwort: „Ich weiß, ich habe deine Bittentarte auf dem Flügel gefunden.“

Leiter der Berufsfrankenkasse der weiblichen Angestellten.

Brühler Zeitung.